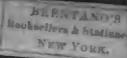
Die Rosenkranzi... und anderes

Clara Viebig


BRENTANO'S
Booksellers & Stationers
NEW YORK.





Die Rosenkranzjungfer

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W

Es erschien von

C. Viebig

Romane

Rheinlandstöchter

Dilettanten des Lebens | Das Weiberdorf
Es lebe die Kunst | Die Wacht am Rhein
Das tägliche Brot | Vom Müller-Hannes

Novellen

Kinder der Eifel.

Vor Tau und Tag | Die Rosenkranzjungfer

Theater

Barbara Holzer. Schauspiel | Pharisäer. Komödie

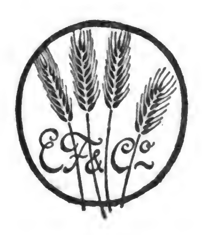
Die Rosenkranzjungfer

und anderes

von

C. Viebig

Sechste Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Inhalt



Die Rosenkranzjungfer

Über dem Dorf schwebt ein Brodem. Ein unsichtbares Etwas mit schwarzen, schweren Flügeln hockt auf den tiefhängenden Strohdächern. Es geht um im Dorf; es guckt in die niedrigen Fenster; es klopft an die blinden Scheiben; es rührt das Glöcklein im Kirchturm, bis das wimmert. Es spricht den Leuten aus den gelben Gesichtern; es sieht ihnen aus den tiefliegenden Augen; es tippt ihnen an die Schläfen, daß die stechen und hämmern; es stellt den Menschen ein Bein, daß sie umfallen, matt, wie die Fliegen.

Im Dorf ist das Sterben.

Der Typhus wütet.

Über Nacht war er gekommen; er fiel den Mann an, der aus der Schenke nach Hause taumelte durch die weißen Nebel, die von den feuchten Wiesen in die Gassen huschten. Neun Tage raste das Blut, fieberten alle Pulse, wurden die Lippen schwarzblau und trocken — dann war's aus, und die Frau legte sich in das

noch warme Bett des Toten und zog das rotblaue Federbett abergläubisch furchtsam über die Ohren. Nach wenigen Tagen war's wiederum aus, man schaufelte auf dem Kirchhof, mitten im Ort, neben dem frischen Grab ein noch frischeres.

Es packte die Leute mit den wetterharten Zügen wie Angst. Sense und Sichel ruhten, die Schenken waren voller denn je — mochte die Ernte warten! Man saß und diskutierte von der grausen Krankheit und goß Branntwein die trockene Kehle hinunter und erhitzte sich und lärmte und hieb mit der Faust auf den Tisch.

Die Luft war schwül. Im Feld lagen die Ähren niedergemäht von Regengüssen, auf den Fliesen der Kirche lagen die Weiber niedergeschmettert von Todesängsten. Sie heulten im Chor und schlugen die Brüste. In der eisigen Kirchendämmerung quollen Weihrauchwolken und qualmten geweihte Kerzen; die Heiligenbilder an den Wänden schauten wie durch dicken Flor. Draußen war's wie ein Backofen, drinnen wie ein Keller — draußen war das Sterben, aber hier das ewige Leben. Und Jung und Alt ließ die glühenden Backen verkühlen und lag auf den Knieen, bis fröstelnde Schauer über den Rücken rieselten. —

Am Ende des Dorfes, da wo der Weg in die

Wiesen schlängelt, steht das Haus des Ende-Lange. Tritt man hinter den halbverfallenen Schuppen, so sieht man erst über den Pfuhl mit grünem, schleimigem Entengries bezogen, dann über die üppige, sumpfige Grasfläche, unter deren hohen Saftstengeln Nattern sich zusammenringeln und wohlig ruhen im treibhauswarmen, durchbrüteten Versteck. Dahinter starrt die schwarzblaue Wand des Kiefernwaldes.

Der Ende-Lange ist wohlhabend, er hat eine reiche Bäuerin geheiratet. Er ist ein hübscher junger Mensch; sie ist hager und knochig und hält ihren Mann knapp; ‚man weiß warum‘, sagen die Leute.

Der Ende-Lange pfeift sich gern eins und betreibt ein Leben im Hof und in den Ställen — jetzt ist nichts davon zu spüren. Im Koben grunzen die Schweine und stoßen mit den borstigen Schnauzen wütend gegen die Klappe des Trogs, im Stall brüllen dumpf die Kühe; wundern sie sich, daß ihr lustiger Herr nicht kommt? Aber auch sonst kommt niemand, und es ist doch Futterzeit, vom Kirchturm bimmelt es Mittag. Heut sind sie vergessen — zum ersten Mal!

Drinnen in der dunstigen Stube lag der Ende-Lange im Sterben.

Eben hatte der Herr Probst das Haus verlassen

hinter dem scheu blickenden Chorknaben. Die Sterbesakramente waren dargereicht, nun konnte die arme Seele in Frieden abfahren. Aber sie fuhr nicht ab. Die Stola war längst um die Ecke verschwunden, der Weihrauchduft im niederen Zimmer verweht; die weise Frau, die Neuberten, hatte schon das Kopfkissen unter'm Haupt des Kranken vorgezogen, es war alles fertig gemacht — aber immer noch nicht, immer noch nicht!

Den Wartenden wurde die Zeit lang.

Die alte verkindete Mutter des Bauern saß, blöd vor sich hinnickend, am Fenster.

Im Schatten des Bettes lehnte die Bäuerin, die Arme unter der Brust gekreuzt; seit dreien Tagen trug sie schon ein schwarzes, raschelndes Trauerkleid.

Mitten im Zimmer, hinter der weisen Frau, die jeden Zug im Antlitz des Kranken belauerte, knieten die Rosenkranzjungfern, zwölf an der Zahl. Sie hatten schon gestern hier auf den Knieen gelegen, heut waren sie wieder da. Sie beteten und beteten.

> „Vater unser, der Du bist im Himmel — — —
> Gegrüßest seist Du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir — — —“

‚Vaterunser‘ — ‚gegrüßet‘ — Kügelchen auf Kügelchen rollt am Rosenkranz, schläfrig lallen die Lippen. Es

summt und surrt mit den Fliegen um die Wette, die schwarz an der Stubendecke kleben und in Schwärmen über dem Kranken sich drehen; sie kleben auf den schweißgetränkten Haaren, auf dem gewürfelten Bettzeug, auf den wächsernen Händen, die angstvoll über die Decke fingern. Niemand jagt die surrenden Quälgeister fort — weshalb auch? Er fühlt ja nichts mehr!

Und sie glitschten auf und ab mit den dünnen Beinchen, über die halb gebrochenen Augen, über die vertrockneten Lippen — jetzt röchelte der Mund, die weise Frau beugte sich über das Bett — — —

„Noch nicht!“ seufzte sie nach einer Weile. „Der thut gar schwere sterben! — Wundert mich, wundert mich,“ setzte sie kopfschüttelnd hinzu, „es sein doch de zwölf tugendhaftesten Jungfern aus 'm Dorf hier, an keener nich ze mäkeln.— Jeses Maria Joseph! Betet, Kinder, betet fleißig, daß de arme Seel abscheiden kann!“

Wieder rollen die Kügelchen, die Häupter senken sich, emsiger murmeln die Lippen.

Sie waren sich alle ihrer Aufgabe bewußt, waren sie doch die zwölf tugendhaftsten Jungfrauen im Dorf, rein an Leib und Seele. Sie waren der Stolz der Gemeinde; sie trugen die Marienfahne bei der Prozession; sie schmückten den Altar der Hochheiligsten; sie knieten

vorn in der Messe, und wo eine Seele abscheiden wollte, da wurden sie gerufen. Auf den Schwingen ihrer reinen Gebete stieg die leicht zum Himmel.

Nur hier nicht.

Der Blick der Ende-Lange-Bäuerin ruhte finster auf den Betenden. Er bohrte sich förmlich in das Gesicht der einen, der Blonden, da vorn in der ersten Reihe: Maria Leuack, nur eine Häuslerstochter, aber die schönste, die frömmste aus dem Rosenkranz. Wie bleich die jetzt war!

Der Bäuerin knochige Hand streckte sich aus, als wollte sie die Blonde da vorn wegzerren, wegstoßen.

‚Du Königin der Jungfrauen!‘
‚Du Königin des hochheiligen Rosenkranzes!
‚Gegrüßet seist Du —!‘

Die Hand sank wieder herab und hing schlaff in den Falten des schwarzen Trauerkleides. Aber der finstere, düsterdrohende Blick hielt an. Er schoß stechend hin und her, vom Bett des Kranken bis zu dem jungen, blonden Mädchengesicht.

Wenn die Ende-Lange-Bäuerin hätte reden wollen! Aber sie blieb stumm; nur nach langer Weile sagte ihre harte eintönige Stimme:

„Se erzählen sich 'ne alte Geschicht — ich weeß

nich, ob se wahr is. Wann unter den Rosenkranzjungfern eene thut sein, die nich mehr rein is an Leib und Seel, da kann der Kranke nich sterben. Sie hält mit ihrer Lüg seine Seel zurück — — alle Strafen der Höll über die Betrügerin! — Ewige Verdammnis! — Mag se im Fegfeuer brennen!“ Sie schwieg wieder und preßte die Lippen zusammen.

Eilfertig glitschen die Fliegen auf und ab — „sum, sum, surr surr, ss . . .“ — das einzige Fenster ist geschlossen, die Thür auch. Die Luft ist dick zum Schneiden, geschwängert von Miasmen. Eine lähmende Mattigkeit kriecht aus den Ecken. Das Röcheln im Bett wird stärker, die Augen des Liegenden verdrehen sich, die Nase tritt spitz hervor, das Kinn sinkt herunter.

„Bäuerin, tretet 'ran — nu stirbt er!“ sagte die Neuberten.

„Er kann nich!“ Die Bäuerin rührte sich nicht.

Da — plötzlich ein dumpfer Schrei! Die blonde Maria, vorn in der ersten Reihe, läßt rasselnd den Rosenkranz zur Erde fallen. Mit verstörtem Blick schaut sie irr um sich, schlägt mit den Händen wild in die Luft, springt taumelnd auf und stürzt vorwärts wieder zusammen, die Stirn auf die Bettkante schlagend.

Allgemeiner Tumult.

Wie eine Schar verschüchterter Gänse drängen sich die Mädchen aufeinander. Bange Sekunden verstreichen.

Endlich raffen die zwei Nächsten die Gefährtin auf; sie fassen sie unter die Arme, zerren sie empor und schleifen sie zur Thür. Der hübsche Kopf ist der Ohnmächtigen auf die Schulter gesunken, alle sehen die fahle Blässe auf den weichen Zügen und den perlenden Schweiß auf der Stirn.

Niemand hat des Sterbenden Acht.

Vom Gepolter an seinem Lager noch einmal zurückgerufen, reißt er die Lider in die Höhe, ohne zu sehen; er bäumt sich mit geballten Fäusten. Seine Lippen versuchen noch ein letztes unartikuliertes Stöhnen:

„Ma — ri —!"

„Still!" sagt die Bäuerin und legt ihre eiskalte Hand auf den zuckenden Mund.

Noch ein Bäumen — —!

Die Thür schließt sich hinter der wankenden Gestalt der Blonden — der Bauer ist nicht mehr. Seines Weibes Finger drücken ihm eben die gebrochenen Augen zu.

* *
*

Bei dem Begräbnis des Ende-Lange weinte seine Witwe nicht. Sie war ein starkes Weib.

Die Lippen fest aufeinander gepreßt, das Gebetbuch im weißen, gestickten Taschentuch gegen das Herz gedrückt, schritt sie gemessen, in neuen knarrenden Lederschuhen hinter dem Sarg drein. Ohne mit der Wimper zu zucken, hörte sie die Erdschollen niederprasseln. Schweren Tritts wandelte sie dann langsam wieder heim, und während drinnen Verwandte und Gefreundte bei Bier, Schnaps, Braten und Kuchen dem Bauer die letzte Ehre anthaten, ging sie hinaus in den Stall und fütterte ihr Vieh.

Hinter den halbverfallnen Schuppen warf sie einen Blick: da grünte das Gras, da blaute der Wald in der Ferne. Sie dachte an ihren Mann, den Ende-Lange. Aber keine Thräne kam in ihre Augen.

Sie hatte ihn längst verloren — hier war's!

Genesung

Sie fiedelten im Dorf. Der reiche May gab Hochzeit; seine einzige Tochter heiratete den einzigen Sohn vom Nachbar Bamberski — schwere Bauern alle zwei. Der May hatte sieben Pferde und der Bamberski auch, und Scheunen hatten sie, nicht nur Fachwerk, nein, Mauersteine, ganz solide. Jeder von den zwei hatte seine vierhundert Morgen Land; 's war ein anständiger Batzen, der da zusammenkam.

Die Fenster im Hochzeitshaus waren fest geschlossen, aber die Läden nicht vorgelegt; die Neugierigen auf der Gasse konnten hereingucken in die zwei großen Stuben, wo die Gäste saßen und schmausten. Man hatte alles hinausgeschafft, Betten, Schränke und Truhen, nur lange Tische aufgestellt und lange Bänke.

Die Tropfen rannen von der Stirn — es war eine barbarische Hitze — der Geruch des Essens mischte sich mit dem des Schweißes, die Backen glühten, die Lippen troffen von Fett. Jeder Mann saß bei seiner Frau, und sie schoben sich gegenseitig auf den Teller

und ermunterten sich: „Du, Voter — du, Mutter — thu' man assen, so en Guddes kriegste nich alle Tage derhämt!“

Brühsuppe, ganz braun vom Einkochen — Nudeln darin und Krebsschwänze — gebackene Fische, junge Gemüse, neue Kartoffeln, Schweinebraten, Kalbsbraten, Gänsebraten — zwischen jedem Fleischgang eine dampfende Mehlspeise — alles in riesigen Schüsseln auf dem Tisch; die Braten in große Stücke gehackt, gleich fertig zum Zulangen.

Die May-Bäuerin ging herum und nötigte: „No, thun Se doch zulangen, 's is jo man bloß eenmal Hurt bei uns; wer geben's gerne!“ Und sie schenkte ein: Bier, Wein, Likör. Sie allein war im Alltagskleid, hatte sie doch zu viel draußen in der Küche zu schaffen und die Mägde zu beaufsichtigen. Wie die hin- und herrannten! Hochrote Köpfe hatten sie alle, die Röcke flogen um ihre drallen Waden.

Im Ziegelflur saßen die Musikanten, die wollten doch auch bedient sein; zwischen jedem Stück schlangen sie hastig etwas herunter. Und trinken thaten sie! Warum auch nicht? Der May hatte es ja dazu.

Jetzt spielten sie ein Potpourri aus Tannhäuser; der Pilgerchor klang wie ein Walzer und fuhr dem jungen Volk ordentlich in die Beine.

Nachher wird getanzt, draußen im Grasgarten unter den Bäumen — hei, lustig! Wenn die Schatten dunkeln, schleicht jeder bei Seite und küßt seinen Schatz.

Die sieben Brautführer blinzelten die sieben Brautjungfern an — alle hübsche Mädchen und seßhafte Bauerntöchter, in blau, weiß und rosa, das Hinterhaar oben auf dem Kopf mit Pomade zusammengekleistert, das Vorderhaar sorgfältig gebrannt. Sie kicherten und stießen sich an und neigten die Gesichter verschämt über die Teller, daß der heiße Dampf des Essens das mühsame Lockengekräusel auflöste. Sie aßen nicht viel — das paßte sich nicht — nur vom Süßen, von den eingekochten Früchten und Torten; die Burschen aber aßen desto mehr — und die Ehepaare gar!

Die Riesenschüsseln waren schon geleert und wurden wieder gefüllt. die Mägde hoben ächzend die dampfenden Kübel, die Bäuerin hätte schier umfallen mögen vom Nötigen. Draußen an der Thür wurde Kuchen verteilt an die Dorfkinder, da fehlte auch nicht eins, die größeren schleppten die kleineren. Wer nicht zur Hochzeit mitgekommen von Nachbarsleuten und Bekannten, kriegte was Gutes geschickt, auch die Armen wurden nicht vergessen; der reiche May hatte es immer dazu,

aber jetzt doppelt, wo die Tochter den Sohn vom reichen Bamberski freite.

Heut sollte keiner hungrig im Dorf sein. Selbst zur Witwe Bienasch, der Taglöhnerin hinten in der letzten Hütte, war eine Magd getrippelt, das Kuchenbrot unter den Arm geklemmt, in den Händen den Napf mit Essen. Aber da kam sie schön an!

Krachend schlug ihr die Bienasch die Thür vor der Nase zu. „Wer brauchen eier Assen nich, wer han o ze assen; freßt's alleene!“

Lachend sprang die junge Magd heim. „Haha, was sich de Bienaschen man ingebildt hat mit ihrem Mächen, der Cille — haha!“ — — —

Heißer ward's und heißer in den gedrängt vollen Stuben bei'm Bauer May. Wenn sie nur die Fenster aufmachen möchten! Aber draußen ist's auch heiß, die Sommersonne brütet auf den reifenden Feldern, die Luft ist schwer und satt. Und dann die lästigen Fliegen! Es waren ihrer schon so wie so genug hier drinnen; sie krochen über's Tischtuch, sie saßen auf den Schüsselrändern und turkelten betäubt hinab in die Brühen und Breie, sie klebten auf den pomadisierten Scheiteln und glitschten an den geröteten Stirnen auf und nieder. Oben an der Stubendecke baumelten zwar

Stöcke, mit Honig beschmiert, aber die Quälgeister dachten gar nicht daran, sich dort anzuhängen; was Lebendiges war ihnen lieber. Sie verfingen sich surrend im Myrtenkranz der Braut und im langen weißen Schleier, der sich über dem schwarzseidenen Kleide bauschte.

Eine schöne Braut: volles, frisches Gesicht, rote, etwas aufgeworfene Lippen und wasserhelle Augen! Das Haar wie gesponnener Flachs, nur nicht so fein; starkdrähtig lag es in einer fast handhohen Krone auf dem Kopf. Der Aloys Bamberski konnte wohl lachen! Und er lachte auch.

Er strich sich schneidig den Schnurrbart — das hatte er so weg, umsonst hat einer nicht bei der Garde gedient — neigte sich zum Ohr der Braut und flüsterte ihr etwas zu; und dann lachte er. Seine weißen Zähne blitzten, die breiten Schultern schüttelten sich; einen glänzenden Blick warf er die Tafel hinunter zu den Brautjungfern, hob das Glas: „Prost“, trank's leer auf einen Zug und setzte es dann derb nieder. Er lachte wieder, er war aufgeregt. Unter'm Tisch nahm er die Hand der Braut und preßte sie in der seinen wie im Schraubstock; dabei setzte er die Zähne aufeinander, als wollte er was zerbeißen.

Herr Gott, war der verliebt! Man sah förmlich,

wie ihm der Taumel zu Kopf stieg; er quetschte der Braut die Finger, daß die verwundert die wasserhellen Augen nach ihm kehrte — au, es that weh! Wenn's nicht aus übergroßer Verliebtheit wär', man hätte meinen können, es wär' aus Wut.

Gegenüber die Väter nickten sich strahlend zu: das hatten sie mal gut geschafft! Wenn's auch schon ausgemachte Sache gewesen, als die beiden da noch in die Wiege lagen: geheiratet wurde, die Äcker mußten zusammen, es paßte alles zu gut — immerhin war's doch angenehm, daß keines Sperenzien gemacht hatte. Denn daß der Aloys im vorigen Herbst obstinat war und durchaus und durchum nicht an die Verlobung heran wollte, das hatte der alte Bamberski keinem auf die Nase gebunden; dazu war er viel zu schlau. Er hatte einfach dem Sohn gesagt: „Gutt, nimmste dem May seine Kathrine nich, krigste keen Pfennig, so wahr ich Gregor Bamberski heeß! Das scheene Geld muß zusammen bleiben, un sollt' ich selber de Kathrine freien; sieht mer jo noch keener meine Fufzig an, bin lang genug Witmann gewesen. Denkste etwa, ich wär' se nich kriegen?" Und dabei hatte er seine kräftige Gestalt gereckt und war sich mit der Hand durch das noch nicht ergraute Haar gefahren. „Du Esel! Kannst dich meines-

wegen woannersch als Knecht vermitten! Wär' schon noch 'nen Sohn kriegen, der hat dann alles — verstehste? Alles!" Und der Vater hatte die Lippen zusammengekniffen und mit dem Fuß aufgestampft; der Sohn kannte das, da war nichts andres zu wollen.

Und der Aloys war so weichmütig, gleich hin in allem. „Er hat en zu guttes Herze," sagten die Leute. Sie sagten freilich auch mit verhaltener Schadenfreude zum alten Bamberski: „He, Bauer, eier Aloys geht mit der Bienaschens Cille! 's is noch gor nich lange her, da steckten sie auf eirer Roggenstoppel hinger'm Schober; se sahen un hörten nich!"

„Ae was" brummte Gregor Bamberski „laßt mer in Ruh! Laßt ihm sein Plaisir! Mein Junge schmeißt sich nich weg, der ist viel zu gutt gewöhnt!"

Und recht hatte er gehabt. Was sollte wohl ein Bauernsohn mit so einer armseligen Magd?! Sieben Pferde und sieben Pferde machen vierzehn — vierhundert Morgen und vierhundert Morgen machen achthundert! — — — —

Ob der junge Bräutigam an jenen Abend auf der Roggenstoppel hinter'm Schober dachte, als nun der Herr Vikar ihm gegenüber an der Hochzeitstafel auf-

stand und in schönen Worten die Glückseligkeit des künftigen Ehestandes pries?

Der Herr Vikar hatte es in sich, man sollte es ihm gar nicht zutrauen bei der hagern Statur und den tiefliegenden Augen in dem knöchernen Gesicht. Den schwarzen Rock trug er bis oben zugeknöpft, den Hals strangulierte der enge Stehbort, aber die Zunge war heut gelöst; Wein und Bier im Durcheinander hatten dazu geholfen, und die Hitze und das Gesumme rundum und die Witze und die vollen blühenden Wangen der Braut unter'm weißen Schleier. Der Herr Vikar wurde beredt, das, was er selbst nicht haben durfte wußte er gar lieblich zu schildern; er war ja auch noch jung, und so berauscht er sich an den eigenen Worten, und dabei rötete sich sein blasses Gesicht, das Wasser lief ihm im Mund zusammen, und die Augen fingen an zu funkeln.

Der Bräutigam starrte ihn an, immer gerade auf den geistlichen Mund — was der alles sagte! Von der Liebe, die schon in den Kinderschuhen erblüht ist, — von der Liebe, die sie in Treue und Keuschheit für einander bewahrt hatten — — —!

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sprach der Herr Vikar, und der Schweiß perlte ihm in

großen Tropfen auf der Stirn, „darum schuf Gott sie, ein Männlein und ein Fräulein und" — plötzlich sich besinnend, schlug er die Augen nieder und schloß salbungsvoll: „So seid ihr nun vereint, ihr beiden Liebenden, genießet in Demut die Freuden, die euch aufgespart sind! Eine gottselige Ehe ist ein Vorgeschmack des Paradieses!"

„Hoch, hoch, hoch! Hoch sollen se läben!"

Alle hoben die Gläser und stießen an; sie lärmten und trampelten unter'm Tisch.

„Der Herr Vikar kann's doch zu scheene," flüsterten die Weiber ganz gerührt, und die Männer schmunzelten. Verstanden hatten sie alle nicht viel, sonst würde mancher nicht so begeistert geschrieen haben; denn der da drüben prügelte seine Frau, und den hier prügelte sie.

Aber das junge Volk drängte ungeduldig vom Tisch in den Garten. Grüner Rasen lockte weich unter schattenden Bäumen, die nachmittägliche Sonne warf goldne Kringel drüber hin. Die Tanzlust prickelte in allen Gliedern. Auf dem zusammengeschlagenen Brettergerüst stimmten die Musikanten an, und die blauen, die weißen und rosa Röcke wehten. Wirbelnd drehten die Burschen die Tänzerinnen um sich, höher wogte der Busen, der Atem flog, fester preßte man sich.

Die kleinen Vögel im Laub waren alle verstummt.

Der Rasen wurde zerstampft, die Violinen fiedelten, „schrumm, schrumm“ kratzte der Baß. Kreischen, Gelächter.

Töne der Lust zogen das Dorf entlang.

* * *

Draußen vor der allerletzten Hütte hörte man auch noch die Musik. Einzelne Töne, vom Wind getragen, kamen herübergeflattert, schrill, abgestoßen, ohne Melodie.

In dem verwilderten Grasgarten unter dem alten Apfelbaum saß die Cäcilie Bienasch — Cille hieß man sie. Jetzt zuckte sie zusammen: das war ein Freudenschuß!

Der goldne Schein stahl sich zwischen den Blättern des Apfelbaums durch und fiel ihr auf die krankhaft blasse Stirn; eingesunken waren die Schläfen, über der Nasenwurzel grub sich eine schmerzliche Falte ein. Sie saß in dem alten Bretterstuhl der Großmutter; man hatte ihr den herausgestellt und mühsam hatte sie sich nachgeschleppt. 's war heut das erste Mal, daß sie da draußen sein konnte. Es war zum Ersticken dumpf gewesen in der halbdunklen Stube.

Das blauweiß gewürfelte Kissen hatten sie ihr hinter den Rücken gestopft, denn sie war ja noch so

schwach, allein konnte sie sich kaum halten. Ihre Füße ruhten auf einem Stein. —

Wie hoch das Gras ist, und wie üppig die weißen Dolden der Hundspetersilie! Wie die unschuldig und zierlich aussieht mit den sattgrünen Blättern, und ist doch schlimmes Gift! Wer davon ißt, muß sterben. Ach ja, als sie noch in die Schule gegangen war, da saß ein Kind neben ihr, das dachte, die Hundspetersilie wäre richtige Petersilie und kaute an den Stengeln, kriegte Krämpfe und war bald tot. Sie waren alle mit zur Leiche gegangen. — — — — — — — —

Huh — das blasse Mädchen schauderte; es war ihm kalt, trotzdem die Sonne auf den blonden Scheitel schien und von dem flachen Feld hinter'm verfallnen Lattenzaun ein heißer Luftstrom herüberwehte. Da baute jetzt der reiche Bamberski Kartoffeln, im vorigen Herbst war's Roggenstoppel gewesen, und der große Schober hatte da gestanden.

Die Cille hielt die magern Finger in den Sonnenstrahl, rot schimmerte es unter der welken Haut — ach, da war doch noch Blut drin, und sie hatte schon gemeint, sie hätte gar keinen Tropfen mehr im Leib! Immer war ihr kalt, so eiseskalt!

Sie schüttelte sich und dann kauerte sie sich zusammen, stemmte die Arme auf die Kniee und verbarg den Kopf in den Händen. — — — — — — — — —

Bienaschens Cille war krank gewesen — sehr lange. Als sie sich legte, blühte hier der alte Apfelbaum, und das Gras stand im ersten Maigrün. Kein Mensch hätte gedacht, daß sie mit dem Leben davon kommen würde; die kluge Frau ging in der Hütte aus und ein. Und was das gekostet hatte! Wenn man auch nicht viel Wesens machte, allerhand Tränkchen wurden doch geholt, und zuletzt auch der Herr Doktor. Und dann das kleine Grab an der Kirchhofsmauer! Ein Sarg mußte doch sein, der Herr Vikar mußte auch mitgehen und der Kantor!

Die Witwe Bienasch hatte die Faust geballt, wenn sie an den Aloys Bamberski dachte und ingrimmig gearbeitet für zwei in ihrem Tagelohn.

Und die Cille? Die hatte von alledem nichts gewußt, hatte im Bett gelegen in wilden Fieberphantasien und die Finger in die zerschlissene Decke gekrallt.

Die alte Großmutter hatte daneben gesessen, ihr die Fliegen abgewehrt und den Rosenkranz gebetet.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist sehr still in dem verwilderten Grasgarten,

leis rauscht der Wind im alten Apfelbaum, die Schierlingsdolden nicken; drüben vom blühenden Kartoffelfeld kommt Vogelgezwitscher — „tirili, tirili“ — ein sanftes Schlummerlied.

Fern, ganz fern klingt die Tanzmusik.

Die Cille rührt sich nicht.

Da knarrt die Thür der Hütte. Ein gebücktes Weib tritt heraus, legt die Hand über die Augen und blinzelt hinüber nach dem Apfelbaum. Kopfwackelnd kommt sie näher, eine gebrechliche, runzliche Alte, tausend Fältchen hat sie im Gesicht; der Mund ist eingeschrumpft, die Augen sind ganz versunken.

„Cille,“ sagt sie leise und tippt der Sitzenden auf den Scheitel, „Cille!“

Die Cilla fährt auf — Gott sei Dank, es ist nicht die Mutter, die schimpft immer: „Da hast's nu, des kimmt dervon!“ — es ist die Großmutter! „Großmutter,“ murmelt sie, „was willste?“

„'rinkommen sollste, Kind!“ Die Alte streichelt über die blonden Haare, bückt den gebeugten Rücken noch tiefer und sieht der Enkelin in's Gesicht. „Mußt nich weenen, Cille, weene man nich! Wär' man erscht gesund — das annere vergißt sich! Der Herr Dokter hat gestern ersch gesaot: du wärscht nu ge — ge —“ die

Junge stolpert über das ungebräuchliche Wort — „genesen!“

„Ich?!“ Das Mädchen will lächeln; der junge Mund hat das Lächeln verlernt, er zieht sich nur in Falten. Müde senkt die Cille den Kopf zur Seite, bis er an der Brust der Alten liegt.

„Großmutter,“ flüstert sie, „biste böse uf mer? Sag', kann ich noch eenmal froh wärn?“

„Ju, ju,“ — die Alte wiegt sich hin und her, über ihr runzliches Gesicht fliegt ein rötlicher Schein — „freilich, freilich! Weeßte,“ sie legt ihre welke Backe dicht an die des Mädchens, „'s is mer ergangen wie dir! Un ich ha doch noch 'nen braven Mann gekriegt un bin doch noch froh geworden — ju, ju. Das is nu mal nich annersch! Gieb der zufrieden! Sei froh, Cille, de bis nu — ge — genesen, saot er, der kluge Harre!“

Schwerfällig steht die Enkelin auf und stützt sich auf den zitternden Arm der Großmutter; langsam wanken beide Gestalten der Hütte zu. —

Im verwilderten Grasgarten ist niemand mehr, die Sonne ist verschwunden; es wird Nacht. Vom Hochzeitshaus herüber fiedelt die Musik, man hört sie deutlicher durch die Stille. Über die Felder geht der

Abendwind; da rüttelt sich der alte Apfelbaum — und jetzt — patsch — eine Frucht saust nieder und zerschellt am Stein, darauf die Füße des Mädchens geruht.

Die war wurmstichig, die mußte abfallen.

Aber andere Äpfel hängen noch oben, und wenn die schön lockend rot und gelb sind, wird auch Bienaschens Eille sie wieder pflücken.

Und davon essen.

Der Heilige

Flatterschnee war auf den gefrornen See gefallen, Wind hatte darüber hingefegt und lange Streifen in's Weiß gerissen; blank schimmerte das bloßgelegte Eis in bläulicher Stahlfarbe.

Hinter'm Weidengebüsch stand der Mond und leuchtete, dunkelgelb, rund und glanzvoll; seine Strahlen glitten am Rand des Sees hin und fingerten und tasteten.

Im Dorf schlug ein Hund an, im Nachbarhof fing ein zweiter den Laut auf, ein dritter antwortete und ein vierter; aus den Hundehütten kamen sie wütend gefahren, schüttelten das struppige Fell, stemmten die Vorderbeine steif und heulten auf zur runden gelben Scheibe.

Die Häuser und Scheunen, wie aus Pappe geschnitten, zeichneten sich scharf ab vom silbernen Grund; der Kirchturm hob sich klar bis in die äußerste Spitze.

Langsam verglomm Licht nach Licht im Dorf —

Glühwürmchen in der Winternacht — nur oben am See, in der Pfarrei, war noch Lampenschein. Er fiel durch's Studierzimmerfenster auf die gefrorene Straße und glitt mit den Mondstrahlen hinunter zum Seerand. Zitternd spannen sie sich hier weiter und weiter hinaus auf den See und zitterten scheu wieder zurück; noch erreichten sie die Mitte nicht. —

Jetzt schwiegen die Hunde, eine Wolke war über den Mond gezogen; noch einmal kurz kläffend schlichen sie in ihre Hütten zurück. Der Mond kam wieder hervor, sah sich überall um und leuchtete. Es war sehr hell. Sehr still. — — — — — — — — — —

Der Pfarrherr saß einsam bei der Bibel; er las, den dunklen Kopf in die Hand gestützt, das hagre Gesicht tief geneigt. Kühn sprang die Nase vor, und die Mundwinkel waren eingekniffen, ein Zug tiefer Abspannung zog sie herunter. Kirchenvisitation, Schulexamen — heute, gestern — erst heut' nach dem Mittagessen waren die Herren in der rumpligen Pfarrkutsche wieder zur nächsten Eisenbahnstation gefahren. Es waren unendlich ermüdende Tage gewesen, wenn die alte Prätzen auch gut gekocht und er selber viel Lobsprüche eingeheimst hatte.

„Sie sind ein Mann, wie die evangelische Kirche deren mehr benötigt," hatte der wohlwollende Vorge-

letzte gesagt. „Gott sei's geklagt, wenige Ihresgleichen, wenig positives Christentum!" Und dann in anderem Ton: „Sagen Sie mal, lieber Amtsbruder, warum heiraten Sie nicht? Sie haben es sehr einsam hier!"

„Herr Superintendent, ich habe begründete Ursache, mich nicht für gesund zu halten. Meine Eltern und meine Geschwister sind an der Schwindsucht gestorben. Ich würde es für Sünde halten, zu heiraten, und so etwa den Krankheitskeim weiterzupflanzen."

„Also nicht heiraten — hm, hm!"

„Nein. Ich darf nicht. Gott hat es mir verboten." Dabei hatte Martin Eisner gehüstelt und die Lippen zusammengekniffen.

„Sie entsagen also, lieber Amtsbruder, Gott und sich selbst zur Ehre!" In bewunderndem Ton sprach's der Vorgesetzte und streifte dann mit behaglichem Schmunzeln die eigne stattliche Fülle. Ihm hatte Gott nicht verboten, zu heiraten; er dachte an seine stramme Frau, die ihn jedes Jahr mit einem strammen Kind beschenkte — sie waren beide gesund, ihn hinderte nichts daran, sich von der lieben Frau Superintendentin demnächst wieder beschenken zu lassen. In der rumpligen Kutsche hatte er zum Schulrat gesprochen: „Vorzüglicher junger Mann, ein Mann der Pflicht und des

Glaubens! Der macht Carrière. Meinen Sie nicht auch, Verehrtester?"

Der Schulrat hatte mit einem undefinierbaren Laut geantwortet; er verdaute soeben. —

An das Lob des Vorgesetzten dachte der junge Pastor, als er in der Offenbaruug Johannis las.

> ‚Wer fromm ist, der sei fernerhin fromm,
> Und wer heilig ist, der sei fernerhin heilig.
> Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir!'

Er las nicht weiter. Mitten in seiner Abspannung fühlte er eine stolze Freude; seine schmale Brust hob sich — ja, er hatte sich brav gehalten, fromm und heilig!

Er sprang auf, es duldete ihn nicht länger auf dem Stuhl, mit gefalteten Händen trat er an's Fenster. Draußen ruhte blendender Glanz. Seine tiefliegenden, düsteren Augen öffneten sich weiter als sonst, er starrte und starrte.

Nebenan in der Kammer warf sich die alte Prätzen in ihrem Bett, seufzte und krächzte; er hörte nichts.

Fromm — heilig — fromm! Heilig!

Seine Blicke folgten den Mondstrahlen über die tiefen Geleise der Fahrstraße hinüber zur Mauer von Barthel Barnewitzens Gehöft — drei Jahre waren's

her, da hatte er des Barthel Stiefschwester eingesegnet. Sie war zwanzig Jahre jünger als der Bauer und so lieblich, wie der knotig war. Barthels Naëmi hatte blonde Haare und verwunderte blaue Augen, sie saß in der Konfirmandenstunde zwischen den andern Dorfmädchen; die hatten alle Gesichter, einander gleich, bräunlich-flache mit Stumpfnasen, ihr Antlitz blühte darunter wie eine rosige Blume. Sauber und fein saß sie auf der hintersten Bank bei den Großen; die verwunderten Augen hielt sie unverwandt auf den geistlichen Herrn gerichtet, von der weißen Kalkwand hob sich ihr glänzendes Haar ab. Die andern sagten alle, sie wäre hochmütig, und neckten sie; sie hielt sich besonders.

Des jungen Pastors Hand nahm die ihre länger und länger beim Kommen und Gehen, seine Finger zitterten, als sie bei der Einsegnung die reine Mädchenstirn berührten. Er hörte Sonntags ihre helle Stimme oben auf dem Orgelchor vor allen heraus; nachts lag er wach im Bett und überlegte, daß er sie, war sie nur erst um ein weniges älter, als Köchin nehmen würde. Die alte Wirtschafterin krächzte und hustete zu viel bei Nacht, das störte ihn; es würde ein ander Ding sein, wenn der junge blühende Leib von Barthels Naëmi drüben in der knackenden Bettstatt ruhte. Eine

Lust überkam ihn, eine Lust ohnegleichen; das Wasser trat ihm auf die Stirn, er kniff die Augen zu. Immer sah er Naëmis blonde Zöpfe, ihr frisches Gesicht — sie würde eine schmucke Pfarrköchin abgeben! Es ließ ihm keine Ruh'.

Ein paar Tage später war er hinüber gegangen in Barthel Barnewitzens Haus; da schnürte Naëmi eben ihr Bündel. Sie war nicht immer eins mit dem Bruder und der Schwägerin, darum wollte sie in die Stadt in Dienst. Sie lächelte und knixte vor dem Herrn Pastor — wußte sie doch ganz genau, daß sie einen Stein bei dem im Brett hatte und that sich darauf was zu gute — er lächelte auch. Sie flüsterte ein schüchternes Lebewohl, er haspelte einen frommen Segensspruch herunter. Sie lächelte wieder und küßte dankend seine Hand. Da ging er schnell, die Lippen noch fester zusammenkneifend als gewöhnlich. Er hätte weinen mögen vor einer großen Enttäuschung, in einer heimlichen Wut; das Pfarrhaus schien ihm auf einmal doppelt so öd, das Hüsteln der alten Präß war ihm widerlich. Ein Wort hätte es ihn gekostet — nur ein Wort! Aber er hatte das Wort nicht gesprochen — er hatte sie ziehen lassen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Wie herrlich hatte er die Anfechtung überwunden! Fromm — heilig — heilig — fromm!

„Ah!“ Er atmete tief.

Auf der ruhig mondbeglänzten Straße hallte kein Tritt, — nichts, niemand — warum fuhr doch der Einsame am Fenster plötzlich zusammen?! Hatte er laut gesprochen?

‚Fromm — heilig‘ — klang's nach.

Scheu sah er sich im Zimmer um. Die Lampe unter'm grünen Schirm leuchtete nicht in allen Ecken, es war dunkel hier innen gegen die blendende Helle draußen.

Der leidende Christuskopf über dem Schreibtisch schimmerte wie ein dunkler Fleck auf weißem Grund; der Einrahmer hatte viel leeren Karton gelassen zwischen Rahmen und Bild.

Eisner sah hinauf: er konnte die Dornenkrone, den schmerzlich verzogenen Mund nicht erkennen, aber ihm war plötzlich, als öffneten sich die geschlossenen Augenlider. Von der Wand herab grüßte ihn der Blick des Heilands mit dem Brudergruß.

Und er grüßte wieder: ‚Ich leide, wie du leidest, ich entsage wie du — fromm — heilig — heilig — heilig!‘ — — —

Er ging wieder an's Fenster und drückte die Stirn an die Scheiben.

Totenstille draußen und drinnen.

Mit erschreckendem Getöse setzte plötzlich die alte Standuhr im Winkel ein: zehn schwere Schläge, und ein dumpfes Surren hintennach. Das Zimmer hallte wider.

‚Surr — — rrrr — — — Pfarrköchin, Pfarrköchin — das frische, schöne Ding — rrrrr‘ — — —

Wo sie jetzt wohl sein mochte?! Er mußte den Barthel Barnewitz doch mal nach ihr fragen, fragen, ob sie — — ob sie — —

„Nein!“ Mit einem Ruck hob er die Stirn vom Fensterglas, reckte die hagere Gestalt in die Höhe und faltete die Hände. Wer heilig ist, der sei auch fernerhin heilig!

Halt! Drüben an Barnewitzens Hofmauer stand etwas! Magnetisch zog es seinen Blick an. War es ein Schatten — ein Mensch?!

Ein Frauenzimmer war's — ja, sicher! Eine mit schlapp hängenden Röcken und einem großen Tuch. Auch um den Kopf trug sie eins. Mitten auf der Fahrstraße blieb sie stehen und hob das Gesicht zum Mond — lange, unbeweglich — dann kam sie langsam, unschlüssig, Schritt für Schritt herüber zur Pfarrei.

So spät?! Ein Frauenzimmer so spät bei der Nacht und ganz allein?!

Es rührte draußen an der Klingel, ganz zart, ganz schüchtern; die alte, verrostete Glocke gab einen wimmernden Ton. Nun klopfte es.

„Wer ist da?" Einen Augenblick stand der Pastor hinter der geschlossenen Thür, sein Herz pochte, er wußte selbst nicht warum; er kannte doch keine Furcht.

Von außen kam keine Antwort; nur noch einmal schüchternes Pochen und ängstliches Wimmern der Klingel.

Er schloß auf und hielt die grüne Lampe hoch — er hätte deren nicht bedurft, die Gestalt draußen war ganz von Mondlicht umflossen; er kannte sie nicht.

„Was wünschen Sie?"

Eine kleine Hand schob das Kopftuch bei Seite. „Se kennen mer nich mehr, Herr Paster? Ich bin's, Barthels Naëmi!"

„Du — du?! — — —"

Er sagte nicht, daß sie näher treten sollte, seine Zunge stieß gegen die Zähne, dann lag sie wie gelähmt. Heiß stieg ihm eine Blutwelle zu Kopf, die Hände wurden feuchtkalt. Es fuhr ihm was durch den Sinn, es summte, surrte und wirrte in seinen Ohren. Pfarr-

köchin — so spät bei der Nacht — so still, nur der Mond scheint — Pfarrköchin — was will sie denn? — So allein — so jung — — —!

Mitten hinein sagte ihre Stimme mit dem Klagelaut eines verendenden Tieres: „Haben Se Erbarmen, Herr Paster! Ich kann nich mehr. Sie sind immer so gutt gewesen. Sie wer'n mer nich fortjagen, gelle, nein?"

„Komm herein!" sagte er heiser und atmete rasch und schloß die Thür.

Jetzt standen sie sich im Hausflur gegenüber; jetzt sah er auch ihr Gesicht. Es überschauerte ihn — oh, so war das früher nicht! Traurig starrte es ihn an, nicht mehr hübsch, kaum mehr jung — krank, verbraucht. Ihre Augen blickten nicht mehr verwundert; ganz erloschen schauten sie drein, ohne jeden Glanz, ihr schönes Blau war fahl geworden.

Wie abwehrend streckte er den Arm aus. Er war plötzlich ernüchtert.

„Herr Paster," sagte sie und schluckte trocken hinter jedem Satz, „'s is mer schlecht ergangen. Hat der Bruder Ihnen nischt erzählt?"

„Gar nichts. Was denn?"

Sie antwortete nicht, sah unverwandt zu Boden

mit finster zusammengezogenen Brauen; doch jetzt schrie sie auf, halblaut nur, aber voll heftiger Qual. Ihre ganze Gestalt bebte, sie haschte nach dem Zipfel seines langen schwarzen Rocks und drückte den an den Mund.

Sich windend ächzte sie: „Ich kann es nich sagen — ich — ich —“ weiter kam sie nicht. Sie sah ihn nur flehend an, sie hing an seinem Blick — was würde er sagen?

Er sprach kein Wort, sein Blick vermied den ihren und haftete regungslos drüben auf der kahlen Flurwand.

Sein Schweigen machte ihr Mut. „O Sie gutter, gutter Herr Paster, Sie war'n mer ja immer so gutt! Ich hatt's dem Barthel geschrieben — er hat nich geantwort. Als se mer aus'm Klinik entließen, hab' ich mer aufgemacht — heeme. 's letzte Geld hab' ich for'sch Billet gezahlt, von der Eisenbahn her hat mich einer auffitzen lassen; ich hab' gedacht: wenn er der sieht, der Bruder, hat er eher en Einsehen. Diesen Abend bin ich angekommen — spät — ich schäm' mer am Tag, ich bin so verrissen — der Barthel war alleine zu Haus — — aber denn kam sie, un denn“ — sie machte eine drehende Handbewegung — „war'sch alle. Vor die Thür' geworfen haben se mer.“

Un jetz, un jetz" — sie sah sich um mit einem verlornen Blick, „wohin soll ich denn jetz? Ich bin noch gar sehre schwach, ich hab' kein Geld — se wer'n mer alle auslachen — oh, se lachen mer aus, aber Sie, Herr Paster — Sie sein so gutt — so — fromm!"

Sie klammerte sich an seinen Rock, sie weinte stoßweise, und unter ihren Thränen belauerte sie jeden wechselnden Zug seines Gesichts.

Er hatte sie angehört; ohne sich zu bewegen; seine Hände hingen schlaff herunter, seine Lippen waren fest geschlossen. Aber in der Seele tobten Wut und ein ohnmächtiger Grimm, der ihm die Kehle zuschnürte und ihn eiskalt machte. Er empfand keine Regung von Mitleid mit diesem zerbrochenen Weib; er dachte nur an das frische Mädchen mit den verwunderten Augen — und dafür hatte er sie gehen lassen, hatte er entsagt? Er kam sich vor wie bestohlen. Die Erbärmliche, die Leichtsinnige, die —! Zornige, donnernde, strafende Worte drängten sich ihm auf die Lippen, mit gewaltsamer Anstrengung hielt er sie zurück. Die Hände wollten sich zu Fäusten ballen, zu drohenden Fäusten, aber sie falteten sich aus Gewohnheit. Nicht also!

Und wie er die Finger sich ineinander schlingen

fühlte, war auch die ganze Kraft der Heiligkeit da. Ohne den Blick von der Wand zu heben, sprach er: „Was willst du von mir?“

Sie wußte nicht, was sie aus dem Ton machen sollte — war Mitleid darin? Sie lauschte.

Seine Stimme tönte wie auf der Kanzel.

Sie weinte und winselte: „Helfen Se mer, Herr Paster! Reden Se mit dem Barthel, er wird mer nich verstoßen, er muß sich nur besinnen. Was Sie sagen, thut er schon. Morgen — gelle? Un die Nacht lassen Se mer in Ihrer Küche sitzen, Herr Paster, gelle? Ich kann nich mehr weiter — keinen Schritt — ich bin zu schwach — se lachen mer aus — es is so kalt!“ Ihre Zähne klapperten aufeinander. „Herr Paster!“ Es schien, als wollte sie sich hinwerfen auf die Kniee; aber er hinderte sie daran.

„Geh!“ Sein Ton blieb ruhig, nach wie vor. „Mach' hier keine Szene. Geh' schon — was stehst du denn noch?“

Sie sah ihn an, als habe sie nichts verstanden. „De Nacht — de Nacht — es is kalt — in der Küche — da uf der Treppe — lassen Se mer nur da sitzen!“

„Geh' in's Dorf, du hast ja Bekannte,“ sagte er ge-

zwungen. „Klopf' die heraus, die lassen dich schon übernachten. Es thut mir leid, aber" — er zögerte — „ich kann meiner Gemeinde kein Ärgernis geben. Geh' zu denen!"

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf, ihre blassen Lippen schlossen sich zusammen und wurden wie versteinert.

Er zuckte die Achseln; nur ihren Trotz sah er, nicht ihre Verzweiflung.

Sie schwankte, ihr mattes Auge wurde glasig und wirr und unstät. Sie tastete nach der Thürklinke, sie drückte auf. Sie fühlte bereits den Eishauch der Nacht, da drehte sie sich noch einmal um: „Schelten Se mer lieber — aber schicken Se mer nich fort!" Und dann mit plötzlicher Dreistigkeit: „Schimpfen Se doch! Herr Paster, schimpfen Se! Sie haben doch früher geschimpft über so was — um Gotteswillen schimpfen Se! Nur die Nacht lassen Se mer da sitzen — ich weiß wohl, Sie sind wie heilig, und ich —!" Sie ließ die Hand schlaff von der Klinke gleiten, der Kopf sank ihr auf die Brust. „Schimpfen Se!"

„Es kommt uns nicht zu, zu richten. Geh in's Dorf. Morgen werde ich mit deinem Bruder sprechen. — so — jetzt geh', geh' in Gottes Namen!"

Er schob sie über die Schwelle, wie ein willenloses Etwas. Dann schloß er die Thür. Von ihr draußen kam kein Laut mehr. Er war allein.

Fröstelnd ging er in's Zimmer zurück. Er ließ sich am Tisch nieder, stemmte den Arm auf und starrte in's offne Buch. Hier war er stehen geblieben.

„Wer heilig ist, der sei auch fernerhin heilig.
Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir!“

Seine Hände falteten sich über dem Buch, mit einem Stöhnen neigte er die Stirn auf die Tischkante. Sein Kopf war glühend, seine Schläfen hämmerten. Tiefer sank seine Gestalt, immer tiefer, rutschte vom Stuhl und sank in die Kniee. Der dunkle Kopf war vom Lampenlicht beschienen, frühgraue Fäden zogen sich durch das stumpfe Braun; der grüne Schirm warf krankhafte Reflexe auf die ineinander gekrampften Hände mit den geschwollenen blauen Adern.

Er betete:

„Herr! Das erste Mal habe ich sie gehen lassen, ein Wort hätte sie zurückgehalten. Ich habe es nicht gesprochen. Und wiederum habe ich heute kein Wort gesprochen, kein Wort des Vorwurfs, des gerechten Zorns. Ich habe sie gehen lassen in Frieden. Ich habe mich

überwunden, in Liebe wie in Zorn, ich habe mich überwunden, heute wie damals. Herr ist's so recht? Wann kommst du mit deinem Sohn? — Herr, Herr!"

Er betete lange. — — —

— — ‚Siehe, ich komme bald!' — — —

Ein Säuseln ging durch's Gemach, ein kalter Hauch wehte von der nichtgeschlossenen Stubenthür her und blies ihm in's Genick. Er erhob sich — da — klirrend sprang das Fenster auf, ein mächtiger Windstoß drückte dagegen. Die Flamme der Lampe schlug zum Cylinder heraus, dann verlöschte sie. Blendende Mondhelle erfüllte auch das Zimmer.

Und im bläulichen Zauberlicht öffnete der leidende Christus die Augen; der leere Rand des Kartons war nicht mehr weiß — nein, Flecken waren darauf, länglich wie fließende Thränen, dunkel wie geronnenes Blut! Und immer tropften neue nieder von der Dornenkrone.

Die Uhr schug — elf Schläge — surr — rrrr — — — — — — —

Plötzlich draußen ein lauter Schrei aus rauher Kehle! Noch einer, nun noch einer! Rufen, Getrappel von nägelbeschlagenen Schuhen. Es jagt vorüber; rennt, — rennt.

„Was ist los?!“ Eisner beugte sich zum Fenster hinaus, so heftig aufgeschreckt, daß seine Kniee wankten und sein Herz zitternd den Schlag aussetzte. „Was ist denn los?!“

Einer der Vorüberstürzenden hielt inne; mit dem Daumen wies er über die Schulter. „Da is se 'rin — 'ne Frauensperson! Wer — wer“ — der Mann war atemlos, — „wer wollten de Nacht Löcher hauen in's Eis for's Schleppnetz — 's is so helle — wer sah'n se 'rufloofen, wer waren jenseit — wer schrei'n se an, se hört nich. Seh'n Se, Herr Paster“ — er drehte sich nach dem See und zeigte mit der ganzen Hand — „da hat der Jakob schon en Loch gehauen, seh'n Se, mitten druf — seh'n Se, wie helle?! Da stand se, da kniete se hin — da rutschte se 'rin!“ Im weißen Rauch kamen die Worte aus dem Mund des Fischers: „Das arme Luder!“ — — — —

* *
*

Sie klopften an die nächsten Häuser, sie holten Stricke, Stangen, Leitern. Angstrufe gellten durch die Mondnacht, Hin- und Herfragen, Antworten. Lautes Getümmel, wo sonst Friede.

Am Weidengebüsch stand der Pastor, es hatte ihn

nicht im Haus gelitten; da stand er mit andern und starrte hinaus auf den See, wo die Männer sich abmühten.

Der Flatterschnee war verweht, blank wie Stahl schimmerte das Eis. Die Luft war schneidend; der nicht zugeknöpfte Überzieher des Pfarrers blähte sich im Eishauch, die Kälte drang ihm bis in's Mark. Die unbedeckten Haare versilberten sich mit Reif, und doch war seine Stirn heiß, glühend zum Zerspringen.

Eisner hielt sich fest am Weidengebüsch, ohne Stütze konnte er nicht stehen, eine furchtbare Angst hatte ihn mit Zittern befallen. Seine Lippen bebten.

„Wer'sch is — weeß 's keener? 'ne Frauensperson sagen se — wer?!" In schreckensvoller Neugier raunten sich's die Leute zu.

Einer weiß es. Ihm bleibt kein Zweifel.

Er späht mit Augen, die aus den Höhlen quellen; er fühlt die bereiften Stecken des Weidengebüsches wie Totenfinger in seiner Hand. Der Mond scheint, eine runde Scheibe, dunkelgelb, glanzvoll — jetzt steht er mitten über'm See, seine Strahlen glitzern hinab in's dunkle Wasserloch und wühlen und bohren und fassen tiefer und tiefer.

Die Männer stoßen mit Stangen und schreien sich zu.

Die Strahlen wühlen und greifen und zerren —

jetzt zerren sie etwas heraus — triefend, funkelnd steigt's aus dem Wasserloch — an den Gliedern rinnt's nieder — Silberregen sprüht — schlaff hängen die Arme. Nun breiten sie sich.

Mondglanz überall, Mondglanz in grausamer Helle. Langsam sinkt die goldene Scheibe nieder — die triefende Gestalt trägt sie um's Haupt — Thränen rinnen nieder, Thränen.

Und um die Stirn windet sich die Dornenkrone — Blut rinnt nieder, Blut.

Und die Rechte hebt sich, ihre Wundenmale sind geöffnet. Blut und Thränentropfen mischen sich. Der Zeigefinger streckt sich aus, mahnend, drohend — —

Sehen sie's denn nicht alle? Hören sie nicht alle die göttliche Stimme, die zürnend spricht:

„Siehe, ich komme!
Du hast mich nie verstanden!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit gellendem Aufschrei brach Pastor Eisner zusammen; er war ohnmächtig.

Sie trugen ihn neben der Ertrunkenen fort.

Jendrok und Michalina

Auf Przysienowo, dem großen Gutshof, zehn Meilen von Gnesen, waren eines Tages zwei fremde Weiber eingetroffen, heiß, müde, staubig vom langen Wandern. Sie hatten ihre Dienste angeboten, und da die Ernte drängte und geschafft sein wollte, hatte der Inspektor die beiden gemietet. Viel hatten sie nicht gehabt und auch nicht viel verlangt; jede hatte ein Bündel auf dem Rücken getragen, darinnen war ein Hemd, ein Rock, ein Mieder und — ein Kind. Der Kazia gehörte der Bube, der Jendrok; der Ruzia die Michalina, das Mädchen.

Die lagen im Winter zwischen den Torfstücken hinter'm großen Küchenherd und bemalten sich die Gesichter mit Asche; im Sommer krochen sie auf allen Vieren über die Schwelle, ihre Köpfchen waren bedeckt von Schmutz und Fliegen, sie trugen nichts als ein kurzes Hemd, und auf dem Pflaster vor der Thür sonnten sie sich. Wovon sie lebten? Eine Brotrinde, eine kalte Kartoffel, ein Häppchen Fleisch aus dem

Hundetrog und saure Milchsuppe aus dem Eimer für die Kälber machten sie satt.

Als sie größer wurden, stahlen sie.

Jendrok aß für sein Leben gern Heringe, Heringe, an denen die Salzlake noch so heruntertroff; er stahl einmal einen aus der Tonne und versteckte ihn im Strohsack von Walek, dem Pferdeknecht, zu dessen Füßen er im Stall schlief. Der Diebstahl wurde entdeckt; mit zerbläutem Rücken flüchtete sich Jendrok in den Garten, da traf er Michalina, die gerade Äpfel und Birnen stahl. —

Nun hüteten sie die Truthühner und die Gänseherde am Saum der großen Wiese, die, leis wogend und unabsehbar wie stille Meeresfluten, ihre sattgrünen Halme breitete.

Der laue Wind wühlte in den üppigen Gräsern, die Sonne sah großäugig zu. Alles blendendes Licht, satte Farbe, Grün in Gold, Gold in Grün bis zur verschwimmenden Linie des Horizontes.

Es war sehr still auf der weiten Fläche. Mitten im Gras standen drei große Pappelbäume, darunter schillerte ein kleiner Tümpel; die Sonne warf helle Flecken auf sein gründunkles Wasser, und blanke Käfer zogen lange Streifen durch seine schlammige Oberfläche.

Die Pappeln standen steif, kein Schütteln und Neigen ging durch die Äste, nur die vielen herzförmigen Blätter mit der silbernen Rückseite bewegten sich unaufhörlich, zitternd und lautlos.

Jetzt regte sich's unter den breiten hochstaudigen Klettenblättern am Tümpelrand: rotlappige Truthühner pickten in's Gras, kratzten nach Würmern, drehten sich selbstgefällig und stellten den Schwanz auf.

„He, he, ihr da! Psia krew!“ Eine kleine braune Faust schwang die Peitsche; dann wand sich was durch's hohe Gras, der ganze Junge kam zum Vorschein, hübsch, schmutzig, nur Fetzen am Leib.

Gähnend warf er sich auf den Rücken, die Schierlingsstengel und die langen Rispen der Weidenrose schlugen über ihm zusammen; wenn der Wind kam und sie teilte, neigten sie sich und kitzelten das braune, stumpfnasige Gesicht.

Mit listig müden Augen blinzelte Jendrok der Sonne in's Gesicht, seine Glieder dehnten sich in fauler Wonne. Er gähnte und räkelte sich und brummte. Wie ein grüngoldner Schleier lag's über ihm, die Gräserspitzen bebten, schläfriger Blumengeruch zog mit der Luft, ward stärker und stärker und fiel schwer nieder. Libellengaukeln, Grillenzirpen, Bienengesumme schläferten ihn ein.

Er schlief lange.

Über die stille Wiese kam jetzt eine eintönige Melodie; leise, man hörte sie kaum.

„Olala — olala!“

Lustig hopste der dreiviertel Takt, wehmütig klang es langgezogen nach: „O — — — la — — — la — — —!“ Es war ein Tanzliedchen.

Der Jendrok schlief, die Sonne schien ihm mitten in's Gesicht, der Schweiß lief über die Stirn und perlte unter der Nase.

„Olala — — — o — — —!“

Die Melodie wurde lauter, jetzt ganz laut — jetzt brach sie ab mit einem hellen Gekicher.

„Michalina!“ Schnell wie der Blitz war da der Junge auf den Beinen. „Michalina, wo bist du? He!“

Drüben unter dem einsamen Busch hockte sie, die Arme um's Knie geschlungen, den mageren Kinderkörper im Takt hin und herwiegend. Das feuerrote Kattuntuch hing ihr im Nacken, die wilden Haare fielen ihr über die scheuen, schwarzen Augen, der rote Mund zeigte spitzige, weiße Zähnchen.

„Michalina, komm!“

Aber sie saß und lachte und wiegte sich: „Olala — olala!“

Er stampfte mit dem Fuß, mit der Peitsche knallte er in die Gräser, daß die grünen Fetzen flogen. „He, he, du da! Psia krew!" Er schrie genau so wie vorhin bei den Truthühnern.

Da schnellte sie empor. Die weißen Gänse, die friedlich bei ihr im Schatten des Busches geruht, fuhren mit auf. Das war ein Flügelschlagen, ein Geschnatter.

„Dali, dali! Komm gleich her!"

Wie ein Wiesel huschte sie durch's hohe Gras, es reichte ihr bis an die Brust. Das feuerrote Kopftuch flatterte als Flagge hinter ihr drein, sie machte geschmeidige Sätze.

Nun war sie bei ihm; ihre Augen lachten ihn an, ihre Zähnchen blitzten. Er lachte auch, er packte sie bei den wilden Strähnen und riß sie an sich; sie umklammerte seinen Hals, nah, ganz nah funkelten sich die gleichdunklen Augenpaare an. Er zerrte sie an den Haaren, und sie biß ihn in die Backe.

Zu einem Knäuel verschlungen, wanden sich die sehnigen Glieder umeinander — Arme un Arme, Beine um Beine, Gesicht an Gesicht — Stöße, Knüffe, Lachen, Geschrei! Taumeln, Torkeln – sie fielen mit einander in's hohe Gras, da lagen sie atemlos. —

Der laue Wind wühlte in den üppigen Gräsern. Satte Farben, sonnendurchbrütete, unübersehbare Einsamkeit. Die Grillen zirpten, die Bienen summten; vier braune dürre Beinchen zappelten vergnügt zwischen den langen, knickenden Stengeln. Das Tanzliedchen klang nun zweistimmig:

„Olala — olala — o — la — la — — —!“

* * *

Sie wurden größer und größer und zuletzt wurden sie ganz groß.

Nun ging Jendrok im roten Hemd, mit dem runden Filzhut, die Sense auf der Schulter, zum Mähen mit den anderen Männern. Michalina trug jetzt ein weißes Häubchen mit lang herunterhängenden, roten, blauen, grünen, gelben, violetten Bändern und eine Schnur von roten Glasperlen um den schlanken Hals; sie molk die Kühe, fütterte die Hühner und schüttete den Schweinen, die wütend mit der borstigen Schnauze an der Klappe des Trogs schnupperten, den Abfall hin.

Beide waren sie hübsch, schlank gewachsen und leichtfüßig. —

Heut war Tanz auf dem Hof, die Erntekrone

wurde dem Herrn in's Haus gebracht, der Tag der Freude war erschienen.

Schnaps und Kuchen gab's vollauf und geräucherte Bratwurst und Musik. Auf der umgestülpten Tonne saßen die Musikanten. Der lange Schimonski ohne Nase blies den Dudelsack, die Backen platzten ihm fast; die alte Riwolinska hielt die Baßgeige zwischen den Knieen und strich unermüdlich, und ihr halbwüchsiger Enkel rasselte mit den Becken.

Himmlische, bethörende, sinnverwirrende Musik — Wódki, Mazurek — wirbelnde, jauchzende, berauschende Lust! Sie waren alle betrunken.

Jendrok schwang die Michalina; ihre Füße waren schnell, die seinen noch schneller. Sein Atem keuchte, ihr Atem keuchte noch mehr; sie waren beide heiß, glühend ihre Wangen, ihre Augen noch glühender.

Sie preßten Brust an Brust, Leib an Leib. Staub, Musik, Wirbel, Jauchzen, Aufschreien, rasend drehten sich die Paare.

Jendrok drückte Michalinas Hand — wie schön sie ist! Er hätte sie küssen mögen, küssen, beißen und schlagen.

Wie schön er ist! Sie sah ihn an mit verschwimmendem Blick.

Die Musik dudelt weiter — rascher, rascher — wilder, wilder — am Himmel zieht der Abendstern auf, die Mondsichel steht zart umrissen.

Ein Paar stielt sich vom Tanz. Hinten am Rand der großen Wiese schleichen sie entlang, und dann weiter hinein zu den Pappeln, zum Rand des Tümpels, zum einsamen Busch.

Nebel steigen auf, Sterne spiegeln sich flimmernd im gründunklen Spiegel des Wassers, ein rotgoldner Widerschein letzten Abendrots läßt alles flammen.

‚Olala, olala, — o — la — la — — —!'

Ganz fern das Gedudel — schwächer und schwächer. Unken klagen am Tümpel, in der Wiese drin ruft die Wachtel.

Der Wind wühlt in üppigen Gräsern. Satte Farben, Rot in Gold, Gold in Rot, Himmel und Erde verschwimmen in eins.

Er reißt sie an sich, sie umklammert seinen Hals.

Olala, — o — — la — — — la — — — — das alte Tanzliedchen.

* * *

— Sie hatten sich geheiratet; der neue Herr litt keine unehelichen Kinder auf dem Hof. Sie hatten

sechs Kinder, und das siebente war unterwegs; die sechs trieben sich zwischen den Torfstücken, in Scheunen und Ställen umher, sonnten sich auf dem Pflaster und stahlen, wo sie konnten.

Jendrok arbeitete schwer, und Michalina arbeitete auch schwer. Sie waren nicht mehr hübsch, nicht mehr schlankgewachsen; er: starkknochig, sehnig und hager, sie: schwammig, breit in den Hüften und plumpen schlorrenden Ganges.

Am Sonntag nachmittag ging Michalina gern zur Kirche in's nächste Dorf. Die Kinder schrien und balgten sich derweilen daheim, aber sie ging doch. In der Kirche von Sokolnik zwischen den schwarzgestrichenen Holzwänden im kühlen Halbdunkel auf den Knieen zu liegen, murmelnd sich zu bekreuzen, die Stirn auf den Fliesen, hinzudämmern, hinzuduseln, das war ihr ein Hauptgenuß.

Auch heute kam sie daher. Sie ging über die sonntäglich stillen Felder, das Korn stand in Ähren, am Rain blühten Disteln und fette Blumen. Der Sommerwind spielte mit ihren Schürzenbändern, aber sie ging mühselig und schwer.

Am Rand der großen Wiese rief die Wachtel; unabsehbar, endlos wie Meeresfluten dehnte sich das Gras. Grün in Gold, Rot in Gold, satte Farben, und der

Himmel strahlend, und die Erde strahlend im Widerschein. Libellengaukeln, Grillengezirp.

Doch sie geht nicht hinein in die Wiese, es wird ihr zu schwer, durch's hohe Gras zu schreiten, sie bleibt am Rand des Grabens. Langsam trottet sie weiter, ächzend, müde, Schritt für Schritt.

Jetzt stolpert sie.

Da — vor ihr in der schmalen Rinne liegt einer zwischen Unkraut und Steinen, beschmutzt die Jacke, zerknüllt den Hut, Kletten in den Haaren, das schmutzige Grabenwasser läuft ihm in die Stiefel. Er liegt da mit geballten Fäusten — betrunken, wie alle Sonntag, und schläft seinen Rausch aus.

Sie sucht nach der Wódki-Flasche — he, die ist noch nicht zerbrochen! Das ist gut! Begehrlich packt sie zu und schluckt und leckt und schlürft gierig den letzten Tropfen aus. Dann kauert sie sich nieder, die Arme um's Knie geschlungen, den Körper im Takt hin und herwiegend:

„Olala — olala!“ — — —

So sitzt sie und wiegt sich und bewacht ihren Jendrok. Sie bekommt Prügel, wenn er aufwacht — o la — wie alle Sonntag.

„O — la — la — — —!“

Die Mutter

Man hatte sie als Landstreicherin aufgegriffen und in's Loch gesteckt. Als ihr der Gendarm auf dem einsamen Pfad durch die verödeten Felder begegnet war, hatte sie gerade ein paar, bei der Herbsternte vergessene, Rüben aus dem Acker gezogen und nagte daran mit gierigen Zähnen.

Der Regen troff, ein Schauer von Schnee war auch dazwischen; über die unabsehbare, baumlose Fläche schnob der Wind und peitschte die Kleider.

Kein Schornstein, kein Rauch, kein schützendes Dach.

Sie trottete daher wie verloren. Das Häubchen, das die polnischen Landmädchen tragen, klebte ihr naß am Kopf; der Wind hatte die Haarsträhnen darunter hervorgezerrt, glatt und schwarz wie Rabenfedern hingen sie ihr in's Gesicht.

Kein Mantel, kein Tuch, kein wärmendes Kleidungsstück. Sie ging durch's kalte Grau des dämmernden Novembernachmittags, als käme sie eben von der Arbeit

gelaufen, im kurzen, roten Rock — zerfetzt und beschmutzt — im Mieder mit den halblangen Hemdärmeln, die blaue Glasperlenschnur um den Hals.

„Wohin?“ fragte der preußische Gendarm, der hier fleißig herumvigilierte; die russisch-polnische Grenze war nicht allzu weit.

Sie sah ihn an mit weitaufgerissenen, glanzlosen Augen.

Er packte sie am blaugefrorenen, nackten Arm.

„Wohin willst du? Woher kommst du?“

Sie schüttelte langsam den Kopf, wies mit dem Finger auf ihre Lippen, auf ihre Ohren, auf ihre Stirn und schüttelte wieder verneinend.

Da begriff er, sie verstand kein Deutsch; und er wiederholte seine Fragen auf polnisch.

Ein helleres Licht glomm in ihren düsteren Augen auf, als sie die Heimatsprache hörte, aber doch antwortete sie nicht. Nur mit dem Arm zeigte sie zurück über die unabsehbare Fläche hinter sich, wo die Trostlosigkeit der Felder im sinkenden Dunkel verschwamm und nur hier und da in unbestimmten Umrissen Gutshöfe auftauchten, die scheinbar einzigen Überbleibsel von Welt und Menschen.

„Also da kommst du her?“

Sie nickte.

„Und wohin gehst Du?“

Wieder hob sie den Arm und zeigte auf die unabsehbare Fläche vor sich, über die der Wind hinschnaufte, wie ein gefräßiger Hund über einen leeren Teller.

„Deine Papiere?“

Sie wies die leeren Handflächen.

„Dann mußt du mit mir kommen!“ Mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde schlug er an sein Seitengewehr und packte sie fester. „Dali!“

Sie stieß einen Schrei aus, der scharf und grell wie ein Trompetenstoß den Wind übergellte, riß sich gewaltsam los und stürmte davon.

Er ihr nach. Die Landstreicherin wollte entfliehen, gewiß hatte sie gestohlen, oder sie war wohl gar die Spionin von Schmugglern! Schon haschte er sie wieder am flatternden Rock.

„Gnade, panje Soldat, Gnade!“ Das war das erste Wort, das sie sprach; wimmernd sank sie in den Schmutz des aufgeweichten Ackers und umfaßte seine Füße. Sie küßte seine Kniee. „Laß mich gehen! Ich muß gehen, weit — sehr weit!“

Ihre Augen hingen an ihm in namenlosem Entsetzen, sie rang die Hände und krampfte sie dann wieder

um seine Füße. Als er sich losmachen wollte, krallte sie die Finger in seinen Rock.

„Steh auf!"

Sie stand nicht auf. Wie ein Bündel Lumpen lag sie vor seinen Füßen, ganz zusammengefallen zu einem Garnichts, zu einem elenden Haufen. Mit Gewalt mußte er sie emporzerren, sie biß und kratzte und trat und wehrte sich. Dann schien sie völlig ermattet, unfähig, die Füße zu setzen. Er mußte sie mehr schleppen, als daß sie selbst ging; hätte er sie losgelassen, sie wäre umgesunken.

Und den ganzen langen, mühseligen Weg heulte sie wild, unbändig, ohne Einhalt, ohne Aufhören, Stunde um Stunde. Und immer wieder warf sie sich nieder und wollte nicht mehr aufstehen, und er mußte sie stoßen und zerren und puffen.

„Muß gehen — weit, weit! Muß gehen — muß!"

Die Nacht erfüllte sie mit irren Klageschreien; die Lüfte waren durchbebt von ihrem Jammern, der ächzende Wind, der zum sausenden Sturm geworden, trug es in die Weite.

Den Gendarmen hatte es gegraust; er war froh gewesen, als er endlich, spät bei Nacht, schweißgebadet, Gnesen erreichte und das tolle Frauenzimmer abliefern konnte. —

So saß Kazia Glemzianka im Gefängnis. Ihren Namen hatte sie genannt, auch gesagt, wo sie herstammte: Szczurora war ihre Heimat. Dahin wollte sie auch gehen; das hatte man endlich herausgebracht.

Wie eine Wilde tobte sie am Morgen nach ihrer Einbringung in der Zelle umher, rannte mit dem Kopf gegen die Thür, schlug die nackten Wände mit den Fäusten: „Szczurora — ich muß gehn! Szczurora!“

Sie verweigerte Nahrung zu nehmen; wie gebannt stand sie lange auf einem Fleck und stierte die Suppe und das Stück Brot an, ihre Nasenflügel blähten sich und sogen gierig den warmen Dampf ein, der dem Napf entstieg. Schon krümmten sich ihre Finger verlangend. Aber dann sprang sie von neuem gegen die Thür und schlug wieder jammernd die Wände: „Szczurora! Szczurora!“

Aus der halbverhungerten Kreatur war nicht herauszubringen, woher sie gekommen. Auf alles Befragen schüttelte sie nur den Kopf: „Szczurora!“

Endlich redete man ihr zu: „Du sollst ja nach Szczurora, jawohl, nach Szczurora!“ Da stürzte sie sich auf die Nahrung und schlang alles gierig herunter. Ihr Toben hörte auf; in einem Winkel der Zelle saß sie platt auf der Erde in stumpfem Brüten und wartete.

Draußen wütete der Winterschneesturm und machte alles gleich unter ebener Decke.

Wo der Acker sich streckt, wo der Tümpel steht, wo der Graben droht, wo die Straße führt — wer kann es sagen?! Alles weiß. Und kurze Tage, an denen der Morgen schon dem Abend gleich! Alles dunkel. — — —

Was sollte man mit ihr beginnen? Sie war nur wegen Landstreichens aufgegriffen, man mußte sie bald entlassen. Aber war das jetzt keine Grausamkeit?!

Sie aber bat: „Szczurora!“ — immer mit der gleichen, hartnäckigen Inbrunst und umklammerte die Kniee eines jeden, der in ihr Gefängnis trat.

Da fuhr eines Tages der Inspektor des Herrn von Dalchow auf Przysienowo — jetzt „Wilhelmshöh“ genannt — vor und verlangte eine entlaufene Magd zurück; die Dirne, die vor einer Woche spurlos vom Hof verschwunden, mußte nach der Beschreibung mit der Landstreicherin eine und dieselbe Person sein.

Kazia fuhr zitternd aus dem Winkel auf, als man ihr rief: „Komm!“ Mit hüpfendem Schritt eilte sie durch die Gänge; mit unartikuliertem Freudenlaut begrüßte sie an der Thür die freie Luft und streckte sehn-

süchtig die Arme in die schneeverhangene Ferne: „Szczurora!" Da fühlte sie sich gepackt.

Der Verwalter des gnädigen Herrn rüttelte sie derb: „Psia krew, Hundeblut verfluchtes, wer heißt dich wegrennen? Jetzt giebt's —" und er hob die Peitsche.

„Geben Sie noch die Neunschwänzige auf Przysienowo, Herr Oberinspektor?" fragte schüchtern einer der Umstehenden.

„Sind wir Russen oder Polacken?! Wir sind Deutsche!" Aber dann blinzelte der Inspektor mit einem Auge und sprach leiser:

„Nur die Siebenschwänzige, nur die Siebenschwänzige — Psia krew, Hundeblut, willst du wohl aufsteigen?"

Und sie wurde hinten in die Briczka geworfen; auf einem Bund Stroh nahm der Gendarm neben ihr Platz, vorn auf dem Sitz saß der Herr Inspektor und ließ die Peitsche den schäumenden Pferden um die Ohren sausen.

Sie flogen dahin, unaufhaltsam, in rasender Fahrt. Kein Weg, kein Steg im trostlosen Einerlei. Alles gleich. Weiß, todesstarr das unabsehbare Land.

* * *

Ein Agent hatte zur Zeit der Rübenernte Weiber über die Grenze gebracht; er trieb sie den Gütern zu, wie eine Herde Vieh. Eine jede trug ihr Bündel und ging mit bloßen Füßen; wenn's hoch kam, schleppte sie ihre Habseligkeiten in der buntbemalten Holztruhe.

Die Kazia aus Szczurora hatte nicht einmal ein Bündel gehabt; was sie besaß, trug sie auf dem Leibe. Der Agent schaffte sie nach Przysienowo — sie war ein starkknochiges Mädel, der Herr Baron würde nicht betrogen sein — und so machte man denn Kontrakt auf ein Jahr, drückte der Kazia die Feder in die Hand, und sie setzte ihre drei Kreuze darunter.

Dann empfahl sich der Agent; sie aber folgte ihm bis vor's Hofthor, und er versprach, in Szczurora von ihr zu grüßen und zu sagen, wo sie sei. Dann blickte sie ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte.

In der Rübenernte hatte sie wacker geschafft — arbeiten konnte sie wie ein Pferd — auch gefreut hatte sie sich wie die anderen, wenn der Vogt zur Vesper den Schnaps austeilte. Aber dann wurde sie still, mit jedem Tag stiller. Wie ein geschlagener Hund, schlich sie im Hof umher, immer düsterer wurden ihre düsteren Augen; am Sonntag stand sie draußen vor'm

Thor und starrte in die novembergraue, ewige Weite. Eines Tages war sie verschwunden gewesen. —

Nun hatte man sie wieder eingebracht; wie einen Sack ließ man ihre schwere Gestalt vom Wagen plumpsen. Eine kleine Stunde später ging sie dann schon wieder, als sei nichts geschehen, in den Stall und trug über den zerbläuten Schultern den Riemen, daran die schweren Eimer mit Kälbersuppe hingen.

Die würde nicht wieder weglaufen, dessen war der Inspektor sicher. —

Winter, immer Winter, endloser Winter. —

Heut war der erste mildere Tag im tauenden Vorfrühling, matt lugte die Februarsonne. Der Hof war ein Wasser, der Garten auch, aber auf der Straße vor'm Thor ragte ein kleiner, trockener Streifen aus dem Morast, dort konnte die junge Gutsherrin auf und ab promenieren. Sie war eben vom Wochenbett genesen. Als sie langsam, in ihren Gummischuhen mit unhörbarem Tritt, wandelte, sah sie eine von den Hofmägden am Grabenrand sitzen. Warum war die nicht mit den anderen bei der Mittagsuppe?

Starkknochig und hager saß sie da, wie ein düsterer Schatten, mit ihrem rabenschwarzen Haar; den Rücken hatte sie der Straße zugekehrt und ließ die Beine in

den Graben hängen. Sie murmelte dumpf vor sich hin; jetzt schluchzte sie laut auf, hob ein paar Papierfetzen an die Lippen und küßte die mit leidenschaftlicher Inbrunst. Ihr ganzer Körper bebte.

„Was fehlt dir?“ fragte die gnädige Frau und blieb stehen.

Erschrocken fuhr die Magd herum und starrte die Fragende an; dann war sie mit einem Satz auf den Füßen, stand zitternd vor der Herrin, um gleich darauf niederzustürzen und ihr den Saum des Kleides zu küssen. Sie that es mit einer Wildheit, einer Leidenschaftlichkeit, daß die andere zurückwich.

Von dieser sich krümmenden Gestalt stieg ein schwerer, betäubender Dunst des Elends auf; die junge Frau empfand ihn unklar. Sie zog die Hand aus dem Muff, ihre Fingerspitzen berührten scheu die Schulter der Knieenden. „Was fehlt dir?“ wiederholte sie noch einmal in notdürftigen Polnisch.

„Szczurora, Szczurora!“ Stöhnend wand sich die Unglückliche, hielt dann die Zettel in die Höhe und schwenkte sie wie eine Fahne.

„Du hast wohl schlechte Nachrichten von zu Hause?“ Frau von Dalchow sah sich um; ihr Mann hatte es nicht gern, wenn sie mit den Leuten sprach, aber es kam niemand.

„Ist dir jemand gestorben?“

„Lesen — lesen,“ wimmerte das Weib und schwenkte die Papiere, daß sie im Wind knitterten und flogen. „Hab' ich Brief von zu Haus — kann ich nicht lesen! Hab' ich gebeten — kann niemand lesen, niemand schreiben — nicht Mann nicht Frau — niemand! Pani, pani — Szczurora, Szczurora!“

In namenlosem Jammer hielt sie die Zettel in den, wie betend aneinander gelegten, Händen zur Herrin empor. Diese überwand ihren Widerwillen und nahm die schmutzigen, verfetteten Papiere. Ein heller Freudenschein glitt über das magere Gesicht der Magd, ihre Lippen öffneten sich, ein ganzer Schwall von Worten stürzte heraus: lang unterdrückte, kurze, rauhe, gestammelte Laute, Bitten, Klagen, Beschwörungen, Segnungen. Das rauschte und schäumte dahin; Frau von Dalchow verstand keine Silbe.

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie mitleidig und zuckte die Achseln; und dann sah sie auf's Papier: polnisch, das konnte sie nicht lesen!

„Geh' doch zum Inspektor, der wird dir's lesen, armes Ding!“

„Nie, nie, niechce — nein, nein, ich will nicht!“ Aufspringend schüttelte sie heftig den Kopf,

ein scheues Funkeln glomm in ihren Augen, ihre nah aneinanderstehenden Brauen zogen sich ganz zusammen; das Gesicht zeigte wieder den alten, finsteren Ausdruck. Sie haschte nach ihren Papieren, drückte sie an die Lippen und verbarg sie hastig, wie ein bedrohtes Heiligtum, in ihrem Mieder. Mit gesenktem Kopfe wollte sie von dannen schleichen, ihre Füße schlorrten, langsam schleppte sie sich unter einer unsichtbaren, schweren Bürde.

Da rief die gnädige Frau sie zurück: „Gieb mir deinen Brief, ich zeige ihn dem gnädigen Herrn, der kann ihn lesen.“

Zögernd, zweifelnd stand das Mädchen, die Hand auf's Mieder gepreßt.

„Gieb her!“ Der Ton war befehlend.

Die Magd knickte tief ein, ihre Stirn berührte den Kleidersaum der Herrin. „Kann — niemand — lesen,“ stammelte sie in einem Tone, der das Herz zusammenzog. „Lesen, pani, lesen!“ —

Als Frau von Dalchow ihrem Gatten die schmutzigen Papiere übergab, war der sehr ungehalten.

„Ich habe dich gebeten, dich nicht mit dem Gesindel einzulassen, Constanze! Na, du wirst schon deine Erfahrungen machen!“

Mehrere Tage lagen die Zettel unbeachtet auf

seinem Schreibtisch, dann schickte er doch nach Kazia Siemzianka.

Sie kam mit bloßen Füßen und verbreitete einen durchdringenden Geruch nach säuerlicher Kälbersuppe und Kuhdung. An der Thür blieb sie stehen und glotzte mit stumpfen, blöden Augen immer geradeaus. Der gnädige Herr saß am Schreibtisch, die gnädige Frau am warmen Kamin und wiegte ihr Baby.

„Kazia Siemzianka, hier sind zwei Briefe für dich," sprach der gnädige Herr. „Der eine ist vom fünfzehnten November — acht Tage darnach bist du davongelaufen. Der zweite ist vom fünfzehnten Januar — das ist beides schon lange her. Höre, was sie dir schreiben!"

Und er las:

‚Liebe Kazia! Zunächst reden Wir Dich an mit dem Wort Christi: Gelobt sei Jesus Christus und seine Mutter Maria! Nun benachrichtigen Wir Dich, liebe Kazia, daß pan Bremmler Uns überbracht hat, wo Du bist. Wir freuen Uns darüber, daß Du gesund bist und Dir gut geht.

‚Daß Dein kleiner Sohn Gregor so niedlich ist, weißt Du selber.

‚Jetzt bitte Ich — Gregor, Dein Sohn, — daß Du Mich nicht vergißt, und wenn Du selber etwas hast, Mir einige Groschen schickst, damit Ich Mir anzuziehen kaufen kann, denn Du weißt, daß es hier knapp zugeht.

‚Jetzt benachrichtige Ich Dich, als Dein Bruder Kasimir Siemzianki, daß Wir alle gesund sind, auch Gregor,

Dein Sohn. Uns geht es so wie immer, es giebt nicht Neues bei Uns.

‚Nun haben Wir nicht Papier gespart. Nun grüßen Wir Dich tausendmal und millionenmal, Ich Kasimir Giemzianki, meine Frau und Walek und Soschka; und auch Gregor grüßt Dich, als der liebe Sohn seiner Mutter.

‚Und Marischka grüßt Dich als die herrschaftliche Köchin; wenn Du Geld schickst, adressire an sie, so kriegen Wir eher.

‚Nun befragen Wir Dich, liebe Kazia, wie es Dir geht? Bleibe gesund! Auf Wiedersehen! Gott behüte Dich! Amen.

Dein Bruder

Kasimir Giemzianki.‘

Der gnädige Herr warf den Zettel hin. „Fertig! Na? Das hat dein Bruder wohl dem Lehrer diktiert?“

Kazia nickte.

„Du hast ein Kind zu Haus?“

Wieder nickte sie, ein zärtliches Lächeln verschönte ihr Gesicht. Die gnädige Frau mußte sie unverwandt ansehen — waren das noch dieselben starren, hageren Züge, die sich jetzt so weich, so mütterlich rundeten?!

Aus Kazias Augen träufelten Thränen und rannen hinab, rechts und links von dem lächelnden Mund; sie hielt die Arme, als ob sie ein Kind wiege, und drückte es dann scheinbar fest an die Brust. Ihr ganzes Wesen schien aufzutauen, sich aufzulösen wie die Eisscholle im Frühjahr, hinzuschmelzen in Thränen.

„Höre weiter,“ sprach der gnädige Herr, „den zweiten Brief:

‚Ich, Kasimir Giemzianki, und Meine Frau schreiben an Dich und reden Dich zunächst an mit dem Wort Gottes: Gelobt sei Jesus Christus und seine Mutter Maria!

‚Und nun schreiben Wir an Dich und fragen, ob Du gesund bist? Wir sind alle gesund, auch Gregor, Dein Sohn. Wir wundern Uns nur, daß Du noch garnicht nach ihm gefragt hast, während andere Mädchen, die erst im November weggefahren sind, ihren Kindern schon zehn Gulden geschickt haben.

‚Und Du hast mir Deinen Bengel dagelassen, ganz nackt, und Dir fällt nicht ein, darnach zu fragen.

‚Ich habe kein Besitztum. Ich werde auch von hier wegziehen, was soll Ich da mit Deinem nacken Bengel machen? Und wenn Ich auch während vier Monat täglich zwanzig Kopeken verdient hätte, so würde das doch zu einem Anzug für den Bengel nicht reichen.

‚Und nun schickst Du entweder auf der Stelle was für den Jungen, oder Du kannst ihn Dir nehmen! Ich behalte ihn nur dann, wenn Du Mir für ihn monatlich drei Gulden schickst. Übrigens verbraucht er mehr als drei Gulden monatlich, denn abgesehen davon, daß man ihn muß kleiden, muß man ihn noch salzen, schmieren und bewaschen, damit ihn die Würmer nicht fressen. Und ist noch nicht zwei Jahr. So kannst Du begreifen, was so ein Kind kostet.

‚Es fällt Mir nicht ein, fremde Kinder umsonst zu futtern; andere Mädel zahlen sogar zehn Gulden für ihre Kinder und sind damit einverstanden. Du bist noch gut dran.

‚Wenn Du also für den Bengel nicht binnen acht Tagen Geld schickst, mag er betteln gehen. Ich mag ihn nicht.

‚Ich werfe ihn hinaus — Ich schwöre Dir!
‚Mögen ihn die Füchse fressen!
‚Merke Dir also, was Ich Dir geschrieben habe.

Kasimir Giemzianki.'"

„Um Gottes Willen," rief die gnädige Frau und sah entsetzt ihren Mann an, „wie schrecklich! Wenn der böse Mensch nun vielleicht inzwischen das arme Kind herausgeworfen hat!" Sie beugte sich rasch über das Spitzenbettchen der Wiege und legte wie schützend beide Arme darüber.

Der gnädige Herr zuckte die Achseln. „Ach, wird schon nicht gleich so schlimm sein! Du, Kazia Giemzianka," schrie er die Magd an, „hast du gehört, was ich gelesen habe?"

„Ich habe gehört."

„Du hast es zwar nicht zu fordern, aber ich werde dir auszahlen, was du bisher verdient hast. Das schicke nach Hause!"

Ihr blöder, stumpfer Blick war starr geradeaus gerichtet; ihre Thränen waren versiegt, keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte, kaum daß sie die blassen Lippen beim eintönigen Murmeln voneinander hob:

„Kasimir Giemzianki hat geschworen. Zu spät!"

Langsam wendete sie sich zum Gehen.

„Halt!“ rief der Herr ihr nach. „Bedank' dich erst bei der gnädigen Frau!“

„Padam do nóg!“ Sie bückte sich steif und küßte das Kleid der Herrin, dann küßte sie auch den Rock des gnädigen Herrn. Und dann ging sie.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht tobte um Przysienowo ein Wirbelsturm, der noch einmal den Winter zurückbrachte; am Morgen war alles weiß in unendlicher Weite.

Wo der Acker sich streckt, wo der Tümpel steht, wo der Graben droht, wo die Straße führt — wer kann es sagen —?!

Am Morgen war Kazia Giemzianka wieder verschwunden, aber der Gendarm griff sie nicht mehr auf.

Auch in Szczurora ist sie nicht angekommen.

Jaschu

Mai vor einem Jahr hatte er das Licht der Welt erblickt, als die Pappel vor'm Hofthor die ersten Blättchen zeigte, und auf den endlosen Feldern der Westwind durch grünwogende Saaten strich.

Er wurde geboren, gerade als die Herrschaft Gesellschaft hatte. Die Fenster des Speisesaals standen geöffnet; das Gläserklirren, das Klappern von Silber und Porzellan, das Knallen der Champagnerpfropfen drang hinaus auf den Hof, und die laue Luft trug das Festgeräusch weiter, weg über den trüben Tümpel, auf dem die Enten schwammen, an den verfallenen Hundehütten vorüber, vorbei an den Ställen bis hin zum letzten Schweinekoben.

Da saß Marinka, die kleine Schweinemagd, auf der Schwelle, wartete geduldig der Wöchnerin auf und gab Obacht, daß die glückliche Mutter nicht die soeben geborenen Ferkelchen wieder auffraß.

Unter den elf war er der stärkste und dickste ge-

wesen; er klappte gleich lebhaft die rosigen Öhrchen um, kringelte das Schwänzchen und drängelte die anderen weg, die quietschend und wuselnd die Mutter umgaben. Er hatte eine Haut, weiß und zart wie die Blüten am Treibhausspalier, und Marinka taufte ihn Jaschu, nach ihrem Schatz, Jasch, dem Schmied; der war beim Militär.

Sie liebte Jaschu vom ersten Augenblick an, und er folgte ihr bald wie ein Hund, lief mit in die Gesindeküche, steckte den Rüssel dort neugierig in jeden Trog und polterte zwischen den Eimern.

Wenn Marinka, statt den Stall zu säubern, faul blinzelnd am entlegenen Koben hockte, faßte sie ihn um den Hals, nannte ihn „pan Jaschu", kraute ihm die Ohren, erzählte ihm vom großen Jasch, und daß sie Hunger hätte und eine Lücke im Heckenzaun wüßte, durch die man in den herrschaftlichen Obstgarten kriechen könnte.

Wenn ihr Vater, der Fornal*) Riwolinski, sie geprügelt hatte, wenn ihre Mutter, die Anna Riwolinska, sie geprügelt hatte, wenn die Wirtschaftsmamsell sie geprügelt hatte, kurz, wenn es ihr ungemütlich wurde, dann blieb sie auch die Nacht bei Jaschu. Er war schon fast ausgewachsen und hatte einen Abteil im

*) Pferdeknecht.

Koben für sich allein. Dann schlief sie dort in einem Winkel bei ihm, legte ein Strohbündel unter den Kopf und deckte sich mit ihrem roten Rock zu.

Jaschu wurde gemästet. Die kleine Schweinemagd hatte erst bittere Thränen vergossen, daß die Mamsell gerade **ihn** zum Novemberschlachten auserlesen. Aber er sollte ja Wurst und Schinken für den Herrschaftstisch liefern! Marinka nahm's wie ein Geschick und mästete ihn mit liebender Hingabe, knappte den anderen vom Fressen ab und schüttete ihm das auch noch vor.

Und Jaschu fraß und fraß.

Jetzt war es Sommer, Winteranfang noch weit, und doch war er schon rund wie eine Kugel und zart wie pures Schmalz. — — — — — — — — —

Über den endlosen Feldern eine endlose Sonnenglut. Kein schattender Baum. Eine ungeheure, brütende Schwüle, eine Hitze, die die Erde bis in's tiefste Innere ausdörrt.

Der Weizen ist schon gemäht. Um Przysienowo ragen dreißig haushohe Schober auf der Stoppel; sie stehen wie im Backofen, die Sonne ist ein riesenstarkes Feuer, das auch des Nachts nicht erlischt, denn da flammt der Mond auf, rund und rot, eine zweite Sonne, mit mächtigem, blutigem Strahlenkranz.

Die Zuckerrübenfelder gleichen einer Wahlstatt; zerfetzt und zerstochen von Strahlenschwertern, hängen die Blätter und decken nicht mehr die vertrocknende Rübe. Vergebens suchen erschöpfte Rebhühner hier Schutz — kein Versteck, keine Zuflucht! Verschmachtet sinkt die junge Brut hin und stirbt in den staubigen Furchen des eisenharten Ackers.

Kein Wasser. Der Bach hinter'm herrschaftlichen Garten ist nur mehr ein trockner Graben, in dem erdfarbene Kröten mühselig umherkriechen.

Alle Blumen sind versengt, alle Stauden auf den Beeten geknickt, niedergebrochen unter der allzuschweren Last der Luft.

Das Obst fällt von den Bäumen, der dürre Stengel kann die Frucht nicht mehr halten — da liegen die Äpfel und Birnen wie geschüttelt, halb reif erst und schon verschrumpelt, und in jedem Kerngehäuse nagt ein Wurm.

Auf den Rosen vor den Fenstern der gnädigen Frau liegt giftiger Tau; die Blätter rollen sich zusammen, die Blüten sind abgefallen, schon die Knospen sind tot.

Im Herrenhaus sind die Jalousien tagsüber fest geschlossen, die Luft in den Zimmern ist durch künst-

liches Dunkel erträglich gemacht. Aber draußen auf dem Hof prallt die Sonne, alles ist überschüttet von weißem, blendendem Flimmerlicht. Matten Fliegen gleich, kriechen die Leute an den Wänden entlang und suchen das bißchen Schatten, das die Stallmauern spenden.

Wasser, Wasser!

Der Tümpel im Hof ist ausgetrocknet. Die Enten hocken traurig am Rand, die Pferde können nicht in die Schwemme. Kein Knecht kann abends heimlich bis an den Hals in das erquickende Naß steigen, die Mägde können nicht einmal die Füße baden. Ein grünlicher, übelriechender Moder ist alles, was übrig geblieben ist.

Die Brunnen wollen versiegen; der Schwengel quietscht und quietscht, aber nur wenige Krüge voll fängt die herrschaftliche Köchin auf.

Nachts heulen die Hofhunde gen Himmel, gepeinigt vom Durst. Kein Mensch kann schlafen.

Der Fornal wirft sich unruhig auf seiner Streu bei den Pferden; die Tiere sind wie rasend, schlagen aus, daß das Pflaster unter ihren Hufen Funken sprüht, und schnaufen ängstlich. Sie werden zerstochen von giftigen Fliegen.

Im Kuhstall stehen die Kühe und Rinder mit

schäumendem Maul und wunden Klauen; die Seuche hat sie überkommen. Ruhelos wandert der Hirt von Stand zu Stand, die ganze Nacht. Wie ein einsames Glühwürmchen blinkt seine Laterne, ängstlich folgt das Auge dem matten Strahl — welches Stück Vieh ist nun wieder gefallen?! Am Morgen begleitet der gnädige Herr den Inspektor in den Stall, und sie stehen dabei, wie die Milch weggegossen wird. Alle Milch! Die Mägde, die gemolken haben, lecken sich die verschmachteten Lippen.

Es giebt keine saure Milch am Abend mehr, nur Kartoffeln kommen auf den Tisch; die kühlen nicht, die bleiben in der durstigen Kehle stecken, verdrossen heben sich die Zähne und zermalmen die trockene Kost. Kein Wódki hilft da.

Durst, Durst!

Der Himmel bleibt verschlossen, kein Wölkchen durchsegelt sein festes Blau; am Morgen, am Abend immer dasselbe Bild, dieselbe Glut, die die Erde zu Asche brennt und das Mark aus den Knochen saugt.

Über den endlosen Feldern Todesstille. Die Männer reißen die roten Hemden auf und entblößen die Brust, aber kein Wort, kein Ruf, kein Lied kommt aus ihrer Kehle, dringt doch mit jedem Atemzug ein unauslösch-

licher Brand ein. Die Weiber, die die Rüben behacken sollen, legen die Mieder ab, kriechen hinunter in den Grabenrain, ducken sich im spärlichen Schatten alle zusammen, ziehen die Röcke über den Kopf und druseln ein.

Sie sind alle schwach. Die Nahrung ist ungenügend und will nicht mehr munden, die vorjährigen Kartoffeln sind verschrumpft und ausgekeimt und zeigen im Innern schwärzlich stockige Flecken. Die Kapusta*) ist mißraten, und die Gurken, die mit saurer Milch gemischt so herrlich schmecken, wachsen nicht mehr.

Hunger, Hunger!

Von dem trocknen Roggenbrot allein wird man nicht satt. Mit gierigen Augen und lüsternen Mäulern lugen sie in die Herrschaftsküche, wo die Köchin mit aller Kunst versucht, Mängeln der Mahlzeit abzuhelfen. Wie die Wölfe schleichen sie am Fenster vorbei und schnuppern den Duft auf, und die Weiber, die zum Abwaschen befohlen sind, kratzen Pfannen und Töpfe aus und balgen sich mit den halbwilden Katzen um die Reste auf den Tellern.

Wer sich doch einmal satt essen könnte, satt bis zum Platzen, wie nach Ablauf der österlichen Fastenzeit! Da werden harte Eier geknickt, und die gnädige Herrschaft

*) Kohl.

schenkt Kuchen und Speck und köstliches fettes Fleisch in Brotteig gebacken! — — —

Die kleine Marinka stand am Schweinekoben und stierte vor sich hin. Nicht, daß sie an die leckere Osterkost dachte — sie dachte nur an Jaschu. Er war sehr krank.

In der flachen Mulde, die sie mit Not und Mühe in die harte Erde vor'm Stall gegraben, lag er ganz regungslos auf der Seite. Gestern hatte ihn die böse Krankheit befallen; die schöne Weiße seiner Haut war mit einem bläulichen Rot überlaufen. Er, der sonst allezeit Freßlustige, nahm nicht ein Häppchen, so tief ihm auch Marinka den Rüssel eintunkte und ihm schmeichelte und ihn bat. Er legte sich hin und stöhnte wie ein Sterbender.

Die ganze Nacht hatte sie bei ihm gewacht.

Auch die Mamsell war sehr betroffen — ihr schönstes Schwein krank?! Sie schalt mit Marinka und pufste sie, und dann verordnete sie für den Kranken Übergießungen, und Marinka lief unermüdlich zum Hoftümpel, füllte die Eimer mit dem morastigen Schlamm, schüttete sie über Jaschu aus und füllte sie wieder auf's neue. Er lag schon wie begraben; nur die Spitzen seiner Ohrlappen guckten hervor, bewegten sich zuckend und zeigten, daß noch Leben in ihm war.

Er horchte nicht mehr auf ihren Tritt, er hob nicht mehr die weißbewimperten Lider und blinzelte sie aus seinen Schweinsäuglein an; so sehr sie ihn auch mit Schmeichelnamen lockte — er stand nicht mehr auf.

Da ließ sie die Eimer rasselnd fallen, hockte sich neben ihm nieder und schluchzte laut:

„Panje Jaschu, nicht sterben!“

Und in ihrer Herzensangst gelobte sie der heiligen Mutter Maria die zwei Talgkerzen, die sie gestern der Mamsell aus der Vorratskammer gemaust, um sich die trocknen Kartoffeln ein wenig zu schmelzen. Die würde sie anzünden vor'm Altar in der schwarzen Holzkirche zu Sokolnik.

Und sie betete und stammelte: „Gelobt sei Mutter Maria! Jaschu, mein Seelchen, mein Täubchen!“

Jaschu rührte sich nicht.

Da schlug sie sich vor die Brust und raufte sich die Haare: „Panje Jaschu, panje Jaschu, sollst doch kommen auf Tisch von gnädige Herrschaft! Steh auf!“ —

Am Abend war Jaschu tot.

Männer und Weiber, Knechte und Mägde kamen gelaufen und besahen ihn. Wie fett er war! Rund wie eine Kugel und zart wie pures Schmalz! Das Wasser lief ihnen in den Mäulern zusammen.

„Wird sich gut schmecken,“ sagte der Fornal Riwolinski und wischte sich den Mund. „Fühlt an, wie fett ist!“

Und sie fühlten an.

Aber der Inspektor kam und jagte alle fort; und als es späte Nacht war, holten er und der Gärtner Jaschu ab, schleiften ihn ganz heimlich an den Beinen über den Hof nach dem Winkel hinter'm Treibhaus und legten ihn da in eine tiefe Grube am Komposthaufen. Der gnädige Herr hielt ihnen selber die Laterne dabei.

Niemand hatte etwas gesehen, alle schliefen. Nur Marinka schlief nicht; die war von ferne nachgeschlichen, kroch durch die Lücke in der Hecke und stand hinter einem Busch verborgen und weinte, als sie Jaschu begruben. —

In der folgenden Nacht schlief der Inspektor sehr fest, er mußte die versäumte Ruhe der vorigen nachholen; auch der Gärtner schlief wie ein Murmeltier im Kämmerchen neben dem Treibhaus.

Schwüle Mitternacht. Der Nachtwächter pfiff nicht, kein Hofhund schlug an. Alles still.

Da kroch etwas auf allen Vieren durch die Lücke im Heckenzaun, erhob sich dann vorsichtig und spähte

umher. Und wieder kroch etwas auf allen Vieren durch die Lücke und so weiter und weiter bis ihrer sieben, acht im Herrschaftsgarten standen und sich leise dem Winkel hinter'm Treibhaus zustahlen.

Sie hatten Spaten und Hacke, der Fornal trug auch die Laterne aus dem Pferdestall, aber sie trauten sich doch nicht, die anzuzünden; so schnupperten sie im Dunkeln über den Boden hin wie Jagdhunde, bis Riwolinski flüsterte:

„Hier — hier! ‚Am Kompost‘ sagt sie, die Marinka!“

Der Mond kam plötzlich blutrot hinter'm dicken Nachtgewölk hervorspaziert und stellte sich gerade über dem Treibhaus auf, als wollte er leuchten.

Nun hatten sie leichte Arbeit. Die Stelle war bald gefunden, lose Erde verriet sie. Sie stürzten sich darauf mit Feuereifer. Spaten und Hacke schafften in fieberhafter Eile, kein Wort wurde gesprochen; nur ab und zu ein unterdrückter Fluch: „Psia krew, sitzt sich tief!“

Endlich hatten sie ihn, rund wie eine Kugel und zart wie pures Schmalz.

Als sie das Loch wieder zugeschaufelt und die lose Erde festgetreten hatten, gingen sie froh nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später hatten die kleinen Schlote in den Leutehäusern zu rauchen aufgehört, ganz Przysienowo war ein Lazarett.

„Kommt sich von Hitze — oh — Hitze, Hitze,“ stöhnten Männer und Weiber und wanden sich elendiglich in Schmerzen.

„Hat sich was ‚von Hitze‘! Ich will euch lehren! Geschieht euch recht! Wer heißt euch Fleisch fressen?!“ Und der Inspektor zählte ihnen zu aller Krankheit noch ein paar Derbe über.

Es starben ihrer etliche, und alle waren totkrank; nur Marinka, die kleine Schweinemagd, blieb gesund — sie hatte Jaschu zu lieb gehabt.

Sie sammelte alle seine Knöchelchen in ihrem besten Halstuch und begrub sie unter der Pappel vor'm Hofthor.

Die kleinen braunen Schuhe

An der Ecke der Straße war ein Schuhwarenladen: Herrenstiefel, Damenstiefel, große und kleine, standen im Fenster, überall war der Preis verzeichnet.

Billig! Billig! Nie dagewesen! Gelegenheitskauf!

In der Mitte, so daß abends das Licht der elektrischen Kugellampe sich voll darüber ergoß, und tags die Sonnenstrahlen ihren Goldflimmer darumwoben, standen ein Paar Kinderschuhe, winzige Schuhchen von braunem Leder mit weichen Söhlchen und weißen Steppverzierungen. Sie waren ausgestopft, kleine himmelblaue Strümpfe ragten aus ihnen hervor; man konnte glauben, trippelnde Kinderbeinchen steckten darin.

„Fünf Mark, schade, das ist so teuer," sagte die junge, blasse Frau und zupfte ihren Mann am Ärmel. „Du, sieh 'mal! Wie entzückend! Ach, wenn unser Kind die hätte!"

„Eh' es geboren ist?! Ne du, das muß man nicht, so lang vorher 'was kaufen! Darin bin ich abergläubisch!"

Sie lächelte.

„Ich hab' schon oft hier gestanden; ich kann gar nicht vorbei gehen. Alle Tage fürcht' ich, sie sind weg. Das wäre schrecklich!"

Ein Ausdruck von Angst kam in ihr schmales Gesicht. „Wenn er die verkaufte, eh' unser Kind geboren ist!"

Sie wagte nicht zu sagen: Kauf' du sie doch! Sie war sehr still, sehr schüchtern. Ihre Augen ruhten mit einem merkwürdig verträumten Blick auf den kleinen, braunen Schuhen; seufzend und zögernd nur wandte sie sich ab.

Kanzlei-Sekretär Mauke war mit seiner jungen Frau auf dem Spaziergang in's Freie; das heißt, sie wanderten ihre entlegene Vorstadtstraße zu Ende. Die Häuser standen hier nur noch vereinzelt, von kleinen Leuten bis unter's Dach bewohnt. Ungehindert vom Wagenverkehr, trieben Rudel von lärmenden Kindern ihr Wesen. Da waren noch leere Bauplätze mit Schutthaufen und Sandgruben, und weiterhin primitiv umzäunte Ackerstückchen mit Bretterlauben. Hochgeschossene Sonnenblumen nickten, und verblühte rote Bohnen machten schwache Klettervorsuche. Weithin breitete sich die sandige Fläche, das Vorland der großen Stadt,

die Herbstsonne stand darüber wie ein roter Ball; langsam rutschte der Ball tiefer und tiefer am Horizont.

Sie schlenderten hinein in die Röte, das Gesicht der jungen Frau war wie verklärt; sie hatte Thränen in den Augen, heimlich flüsterte sie: „Die Schuh', die schönen Schuhchen!"

Nachts träumte sie von ihnen. Oben, vier Treppen hoch, in der kleinen Wohnung tanzten sie über die Dielen; immer vor'm Bett hin und her. Ihr braunes Leder glänzte und knarrte leise, die weißen Steppnähte blinkten freundlich, — sie lachten einen ordentlich an — die weichen Söhlchen glitten dahin wie schmeichelnde Katzenpfötchen. Und statt der himmelblauen Strümpfe steckten rosige Beinchen in den Schuhen — hei! wie flink die waren!

„Mariechen, lieg ruhig!" Der Kanzlei-Sekretär beugte sich über seine Frau. „Ist dir 'was?"

Sie war noch ganz verschlafen; verwirrt hob sie den blonden Kopf vom Kissen. „Ich habe von den — ach, du weißt schon! — so wundervoll geträumt!"

„Na, so 'was!" Er war einigermaßen beunruhigt. Als er am anderen Morgen in seinem abgeschabten Überzieher zum Bureau rannte, stand er an der Ecke still.

Im vollsten Sonnenglanz präsentierten sich die

braunen Schuhe hinter der großen Scheibe; sie waren wie in Gold getaucht, — Goldkäferchen, — er sah sie hüpfen. So reizend! Sie thaten's ihm an. Bah, abergläubisch mußte man nicht sein! Wenn er Mariechen die Dinger da plötzlich auf die Kommode stellte, wie würde sie sich freuen! Er hörte schon ihren entzückten Schrei.

Fünf Mark! — Sinnend stand er.

Ein Windstoß kam plötzlich um die Ecke und traf ihn empfindlich kühl; die Sonne verkroch sich, schwarz gähnte das Schaufenster, und die Goldkäferchen waren tot, ganz ohne Glanz.

Es lief ihm eisig über den Rücken; erschauernd knöpfte er den abgeschabten Paletot fest zu und schlug den Kragen im Genick hoch. Nein, er konnte sie nicht kaufen! Da waren so viel notwendige Ausgaben, und wie viele würden noch kommen! Vor allen Dingen mußte Feuerung in's Haus — brrr, es war kalt!

Er wandte sich ab, und der Wind schnob hinter ihm drein.

Fröstelnd saß er im Bureau und schrieb seine Akten ab. Durch den Fensterspalt verirrten sich nur spärliche Sonnenstrahlen; unten war der Hof verbaut und feucht, und hoch oben der Himmel so abgezirkelt, wie ihn der Schornsteinfeger durch den Schlot sieht.

Nach Stunden erst fing Mauke an, wieder warm zu werden. Sein Kollege hatte einen roten Nelkenstengel zwischen den Zähnen und sprach viel von Radeln und fabelhafter Hitze; das wirkte.

Sonnenschein lag auf dem Pflaster, als der Sekretär nach Hause ging; die Bäumchen an der Straßenseite hatten noch Grün. Er ging mit offenem Paletot, und da er eilig lief, schwitzte er.

Nun kam die Ecke. Eine verdammt zugige Ecke! Er mußte doch Mariechen warnen, denn wenn man da lange stehen blieb, konnte man sich wirklich 'was holen. Ein eiskalter Luftzug strömte vom Fenster her; wenn die Ladenthür aufging, roch es nach Moder. Der Mann lüftete schlecht, pfui!

Mauke guckte durch die Thürscheiben; er hatte noch nie hier gekauft. Der Laden war dunkel wie ein Grab, und der Besitzer sah so verhungert aus, nur Haut und Knochen; er stand hinter'm Ladentisch und spähte mit tiefliegenden Augen nach Kunden aus. Als er Mauke draußen bemerkte, dienerte er. Was hatte der Kerl für ein fatales Lächeln!

Verstimmt kam der Sekretär heim. Er sah's Mariechen an, sie war enttäuscht, sie hatte gehofft, er würde die Schuhchen mitbringen. Ihr Kuß schien ihm

kühler als sonst; wie ein Hauch, in wehmütiger Entsagung, berührten ihre Lippen seine Stirn.

Die Schuhchen, die Schuhchen! Es war ihre fixe Idee. Sie ging heimlich und sah sie wieder und wieder an.

Es wurde herbstlicher, kalte Regengüsse kamen und peitschten die letzten Blätter von den Bäumchen. Durchfröstelt, zerzaust vom Wind, stand die junge Frau am Ladenfenster und träumte:

O, wenn es erst in den Schuhchen lief, das liebe, kleine Kind! Sie würde es an die Hand nehmen und führen, es sollte dem Vater entgegen trippeln. Wie die Füßchen sich beeilten! Dann würde der nicht mehr unwirsch sein, dann würde er sich auch freuen über die braunen Schuhchen.

‚Lauf, lauf! Fall nicht, — o mein Kind, mein liebes Kind in deinen kleinen Schuhchen!‘ — — —

Sie schreckte zusammen, der Alte hatte die Ladenthür geöffnet und sah sie scharf an.

„Wünschen Sie etwas, meine Dame?“

Dunkelrot zog sie ihre Hand zurück, sie hatte mit den Fingern liebkosend am Glas des Schaufensters auf und ab gestrichen. „Ich, — ich, — was kosten die kleinen Schuhchen?“

„Ach, die Erstlingsschuhchen! Gefallen Ihnen wohl? Billig, enorm billig! Bitte, treten Sie näher!“

Sie folgte ihm hinein, wie magnetisch gezogen.

Er streckte seinen dünnen Arm aus und langte die Schuhchen aus dem Schaufenster; mit den mageren Zeigefingern spießte er sie auf und hielt sie ihr vor's Gesicht. „Eminenter Gelegenheitskauf! Nur noch das einzige Paar da! Sie sollten sich das nicht entgehen lassen, werte Dame! Darf ich sie Ihnen einwickeln?“

„Ich danke,“ sagte sie hastig, „nein, nein, ich kann nicht, — ich danke!“

„Sie werden sie doch noch holen!“ Er sah sie böse an. Lange konnte sie seinen tückischen Blick aus den tiefen, dunklen Augenhöhlen nicht vergessen.

Mit nassen Füßen, mit verwehtem Haar, aufgelöst vom Kampf gegen Regen und Wind, durchfroren vom langen Stehen, kam sie heim.

Seit jenem Tage kränkelte sie, sie hatte sich erkältet. Als ihr Kind geboren wurde, war sie sehr schwach. Sie hustete und fieberte und konnte noch nach vier Wochen das Bett nicht verlassen. —

Es ging in die fünfte Woche. Mauke saß neben ihrem Bett und hielt ihre Hand. Es war ganz still im Zimmer; das Kleine schlief, sie hatte es neben sich

liegen und preßte es im linken Arm fest an die Brust. Wie Rosen glühten ihre Wangen. Die Augen hatte sie geschlossen, goldig bewimpert waren die Lider; auf der weißen, kindlichen Stirn zogen die Brauen zwei eigensinnige Bogen.

Draußen lag Schnee und dämpfte jeden Schall. Am Fenster duftete der Hyacinthentopf, lange, blasse Blüten, nur mit einem Hauch von Farbe. Es wollte dämmern.

Sie schien zu schlafen. Er beobachtete sie lange, sehr lange, und dann reckte er den Hals — so konnte er gerade zum Fenster hinaus sehen. Draußen alles tot und weiß, in einem fahlen Licht; und jetzt hob sich die Dämmerung wie ein Riesenschatten und reckte sich am Haus in die Höhe und wuchs und wuchs, höher und höher, bis hinauf zu dem Fenster im vierten Stock.

Die Kranke rührte sich und seufzte.

„Mariechen,“ fragte er sanft, „hast du geschlafen?“

„Ja, — und geträumt!“ Ihre Stimme klang erfreut. „So schön wie damals! Nun ist unser Kind da, nun kannst du mir doch auch“ — sie stockte — „sei nicht bös! Ich möchte wohl wissen, ob die kleinen, braunen Schuhchen schon verkauft sind?“

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die alte Nachbarin, welche die Kranke pflegte, mit der Lampe kam, ging der Sekretär und kaufte die Schuhe. Sie waren noch zu haben; grinsend und dienernd wickelte der Alte sie in ein grünweiß gestreiftes Seidenpapier.

Mauke kam heim und legte sie Mariechen auf's Bett. Sie hatte wieder mit geschlossenen Lidern geruht, nun schlug sie die Augen groß auf; ein seltsames Glühen war in ihnen.

„Sieh' 'mal!" Er schob ihr das grünweiße Seidenpapier-Päckchen unter die Hände. „Da, wickel mal aus!" Schmunzelnd sah er seine Frau zu.

Ihre Blicke wurden erstaunt froh, leuchtender und leuchtender; mit fiebrig zitternden Händen wickelte sie an dem Papier, es riß mitten durch. „O die Schuhchen, die —"

Sie kam nicht weiter. Das Kind an ihrer Seite stieß einen Schrei aus, lauter denn je einen zuvor, streckte die geballten Fäustchen in die Luft und bäumte sich wie im Krampf.

„Nanu?" Der Vater beugte sich erschrocken über's Bett. „Was hat er? — Aha, er freut sich über seine Schuhchen!"

Und er nahm das Kind von der Seite der Mutter,

tänzelte in der Stube mit ihm auf und ab und erzählte ihm kosend von seinen schönen, braunen Schuhchen.

Die junge Mutter hörte ganz still zu, die Freude hatte sie erschöpft; sie stieß nur in Absätzen einen langen, zitternden Seufzer der Befriedigung aus. —

In der kommenden Nacht starb Marie Mauke. Die alte Nachbarin wand ihr unter Stöhnen und Schluchzen den einen kleinen Schuh aus der kalten, krampfhaft geschlossenen Hand. Die Arme hatte ihn am Abend nicht hergeben wollen, nun mußte sie doch. Die Hyacinthen am Fenster dufteten berauschend. Die Alte holte weinend eine Schere, schnitt die fetten Stengel ab und schob sie der Toten zwischen die blassen Finger.

* *
*

Wochen vergingen, Monate. Oben auf dem Schrank standen die kleinen, braunen Schuhe vergessen. Mauke mochte sie nicht ansehen, sie erinnerten ihn zu schmerzlich an seine Frau. Sie verstaubten. Mitunter stieg die Nachbarin auf einen Stuhl, langte sie herunter und pustete sie ab; es that ihr jedesmal leid um die hübschen Dinger. Zuletzt, — der Junge brauchte Schuhe, — zog sie sie ihm an und gab einen Klaps unter jedes

Söhlchen: „Da, jroßartig, sitzen jroßartig! So'n Staats-bengel!“

Als der Sekretär nach Hause kam, strampelte ihm sein Junge auf dem Arm der Alten entgegen.

Der Kleine konnte noch nicht laufen und sprechen, aber eitel war er schon auf seine kleinen Schuhe. Er weinte, wenn man sie ihm nicht anzog; er krähte vor Vergnügen, wenn er sie anhatte, er betrachtete sie mit großen Augen und kratzte mit dem nadelscharfen Nagel des Zeigefingerchens an den weißen Steppverzierungen.

„Mein Junge,“ nickte Mauke. Das Wasser quoll ihm in die Augen. „Wenn Mariechen sie sehen könnte!“

Weiter sagte er nichts, er war kein Mann von vielen Worten, er nahm alles resigniert, Gutes wie Böses; die Sonne hatte ihm nie voll auf den Kopf geschienen, immer nur hatte er sie durch einen Fensterspalt an einem winzigen Stück Himmel gesehen.

Nach und nach litten die Schuhchen, der Junge rutschte soviel auf den Dielen. Die weißen Steppnähte waren längst schmutzig, das Braun schabte sich ab, und eines Tages klafften die Spitzen.

Mauke trug sie zum Ausbessern, aber der Alte im Eckladen brummte: „Kinderschuhe lohnen das Repa-

rieren nicht!“ Dann grinste er: „Weg damit!“ Und dann zeigte er Mauke andere Schuhe: „Giebt ja so viel neue, — enorm billig, — hehe!“ Das grinsende Lachen erstickte ihn fast, er hüstelte. „Kaufen Sie neue, — schrumm, ein anderes Bild, — hehe, — alles vergänglich!“ — — — — —

„Ich weiß ’was,“ sagte Mauke beim Nachhausekommen zu seiner Freundin, der alten Nachbarin.

„Na, was denn, Herr Sekretär? Schießen Sie ’mal los!“ Sie wurde sehr neugierig, denn er lächelte so geheimnisvoll. „Man los!“

Aber es war nichts aus ihm heraus zu bringen, er wiederholte nur noch einmal, wichtig wie ein Kind: „Ich weiß ’was!“

Am nächsten Sonntag früh küßte er seinen Jungen; der war nun ein Jahr alt. Dann zog er seinen besten schwarzen Rock an, bürstete den Cylinder spiegelblank und ging aus. —

Das Vorland der großen Stadt schimmerte wie ein riesiges, weißes Feld; die Trottoire vor den letzten Häusern waren wohl frei gefegt, aber auf dem Damm türmten sich große Schneehaufen. Ein rechtes Weihnachtswetter. Und Tannenduft in der Luft; an den Straßenecken, auf den Plätzen grüne Tannen-Pyramiden,

in den Läden bunte Lichter und goldige Ketten, Leckereien und glänzend-geriebene Äpfel.

Hinter der großen Scheibe des Eckladens standen die Stiefel aufgereiht zum Weihnachtsausverkauf, mit Tannenzweigen und Watteflocken war das Fenster garniert.

Mauke warf einen trüben Blick auf die Schuhausstellung, einen langen, sehnenden Blick auf das Trottoir-Fleckchen vor'm Schaufenster — da hatte sie so oft gestanden!

Und dann ging er weiter durch alle die Menschen, an fröhlichen Kindern vorüber, vorbei an hastenden Käufern, an Tannenbäumen, an rollenden Pferdebahnen und schwer knarrenden Lastwagen, an prangenden Läden und beschneiten Vorgärten, — immer weiter, bis der Weg stiller wurde, zuletzt ganz still.

Da war der Kirchhof.

Vor ihm her stapften zwei Kinder, ihre kleinen Gestalten waren das einzig Bunte in der ganzen Umgebung und das einzig Lebende. Sonst alles tot und schweigsam. Jetzt hörte er ihre Stimmen; sie lachten, sie waren ganz vergnügt und trugen ein geputztes Bäumchen. Durch die lange Mittelreihe der Gräber folgte er ihnen; da hielten sie an einem schmalen Hügel,

sie pflanzten wohl dem toten Brüderchen oder Schwesterchen den Tannenbaum auf's Grab.

Auch die Toten bekommen zu Weihnachten Geschenke.

Mauke ging weiter, nicht gemessenen Schrittes, wie man hier zu gehen pflegt, nein, er lief eilig, wie beschwingt, er rannte. An weißen Hügeln vorbei, an weißen Bäumen vorbei, ganz zum Ende des Gartens und dann rechtsum — da lag sie.

Atemlos hielt er an, rot und heiß.

Scheu sah er sich um: niemand in Sicht! Einsam waren die vielen Ruheplätze mit den Gittern, die Schneehauben trugen.

Kahle Rosenstämme, verschneite Cypressen, und der Himmel darüber weißlich-grau und schwer zum Niedersinken.

Mauke zog etwas aus der Tasche und legte es nieder auf's Grab mitten darauf:

„Da, Mariechen, da hast du sie!“

* * *

Der Kollege mit dem roten Nelkenstengel arbeitete nicht mehr im gleichen Bureau mit Sekretär Mauke, seit Dezember hatte er die Stellung gewechselt. Ein

paar Wochen nach Weihnachten begegnete er aber dem früheren Amtsgenossen auf der Straße.

„He, Mauke!“ Der Kollege hatte heute keinen Nelkenstengel zwischen den Zähnen, wohl aber ein Tannenreis; er nahm's heraus, um besser sagen zu können, wie er sich freue. „Ne, alter Knabe, famos, daß wir uns mal treffen, was? Na, wie jehts denn?“

„Ich habe mein Kind verloren!“ sagte Mauke eintönig.

„Wie, — was?! Ne, so was! Wann denn?“ Der Kollege kaute wieder an dem Tannenreis, er mußte sich Fassung daran saugen. „Wie alt war's doch gleich?“

„Es hatte die ersten Schuhchen vertragen. Ich brachte sie Mariechen 'raus auf's Grab. Nun hat sie“ — Mauke schluckte, und dann wandte er sich ab.

Der andere hörte ihn noch murmeln: „Nun hat sie — die kleinen, braunen Schuhe!“

Eine Melodie

Möbliertes Zimmer mit Kabinett

stand auf dem angegrauten Pappzettel über der Hausthür, der sich leise schaukelnd im Zugwind hin und her bewegte.

‚Zu erfragen: Vorderhaus, drei Treppen links bei Zöllner.‘

Mehrere Tage schon war Gustav Heinrich Hartmann umhergeirrt nach Wohnungen. Er war fremd in Berlin; was ihm gefiel, war zu teuer, und wo es sein Portemonnaie gestattet hätte, lugte die Sonne kaum in den schmutzigen Hof, und ein Rudel lärmender Kinder trieb dort sein Wesen. Die eleganteren Straßen wurden längst nicht mehr in Betracht gezogen, aber anständig war's ja hier auch — also: avanti!

Er stieg die drei gewundenen Treppen hinan. Ah! ‚Freifrau von Zöllner‘ stand über der Klingel. Es dauerte eine ganze Weile, bis geöffnet wurde. Erst zeigte sich ein Auge an dem runden Guckloch und

musterte den Draußenstehenden; endlich ging die Thür auf.

„Sie wünschen?“

„Guten Tag! Hier sind Zimmer zu vermieten, nicht wahr? Ich möchte sie ansehen.“

„O bitte!“

Über das Antlitz der hageren, ältlichen Dame mit dem abgehetzten Rot auf den Backenknochen und dem sorgfältig auftoupierten, spärlichen Haar unter der bebänderten Morgenhaube glitt ein plötzliches Lächeln. Aber es verschwand gleich wieder unter der angenommenen Miene vornehmer Gleichgültigkeit.

„Bitte, treten Sie näher!“

Sie eilte vor ihm her durch den stockdunklen Flur, er tappte hinterdrein.

Nun stieß sie eine Thür auf und machte eine einladende Handbewegung: „Hier ist das Zimmer, und hier das Kabinett — bitte!“

Eine dumpfe Luft schlug dem Eintretenden entgegen, es war offenbar lange nicht gelüftet worden. Die Fenster waren mit Rouleaux verhängt, über dem Sofa und den zwei Polstersesseln lagen weiße gehäkelte Schutzdecken.

„Sie entschuldigen!“ Die Frau eilte auf das

erste Fenster zu und zog das Rouleau in die Höhe. „Wir halten immer sorgfältig geschlossen, das Licht zieht die Möbel so aus — aber, sehen Sie nur, diese Aussicht! Die finden Sie in ganz Berlin nicht mehr!"

Sie stieß das Fenster auf, ein Strom freierer Luft wehte herein. Hartmann blickte über einen schmalen Hof — rechts und links hohe Giebelwände — aber dann kam ein Gewirr von Bäumen und Büschen. Es sah aus wie ein verwildeter Park, wie ein wüster, unordentlicher Garten, graue Steinklumpen schienen darin umherzuliegen und halb aufgehöhte Grashügel. Er konnte es nicht deutlich erkennen.

Die Dame drängte ihren bebänderten Kopf neben den seinen. „Sehen Sie," wies sie stolz, „wie wundervoll! Das ist der alte Begräbnisplatz der Sophien-Gemeinde, aber begraben wird schon seit Ewigkeiten niemand mehr hier. Vor ein paar Jahren floß hinter'm Hof noch die Panke — wir mußten auf einem Brett übersteigen — aber die ist jetzt zugeschüttet, wir haben die beste Luft. Jetzt ist es ja noch Winter, aber in ein paar Monaten sollten Sie sehen! Da blüht der Flieder unten im Garten in Bündeln. Das ist ein Duft! Und einmal hörten wir auch eine Nachtigall! Meine

Tochter sitzt viel unten, Sie können auch da sitzen — es ist wirklich wundervoll!"

„So," sagte der junge Mann und zog den Kopf zurück. Still würde es hier sein, sehr still, gut zum Arbeiten. Er sah sich im Zimmer um: alles mit einer gewissen schäbigen Eleganz, der Pfeilerspiegel im breiten Goldrahmen, die kleinen Porzellanfigürchen auf Sims und Konsole, der große Chinesenschirm in der einen Ecke mit den darunter an die Wand drapierten Fächern und künstlichen Blumen; nebenan das Kabinett, durch einen grünen Vorhang abgeschlossen. Platz war noch, sein Klavier würde gut stehen. Er fragte nach dem Preis; der war mäßig, ganz für ihn passend, und doch und doch — er konnte sich nicht entschließen. Die Dame hatte so wenig Angenehmes für ihn.

„Es lag gar nicht in unserer Absicht, zu vermieten," bemerkte sie so nebenbei, den Kopf höher aufreckend, „aber seit mein Mann, der Freiherr, tot, und mein Sohn in's Ausland gereist ist, ist uns die Wohnung wirklich zu groß, wir verlieren uns in den ausgedehnten Räumen. Wir geben dies Zimmer nur zu so billigem Preise ab, um nicht ganz allein zu sein. Sie finden kein besseres unter diesen Bedingungen — nicht wahr, sehr hübsch? Der Morgenkaffee ist mit ein-

gerechnet — eine große Tosse und zwei Brötchen mit Butter — und alles comme il faut, nicht wahr?"

Er nickte stumm. Es war ihm peinlich, fortzugehen, und doch — verlegen drehte er sich hin und her. Da, ein Schließen des Entrees, ein müder, gleichgültiger Schritt im dunklen Flur!

Frau von Zöllner riß die Thür auf: „Helene, bist du's?"

„Ja."

Ein Mädchen stand auf der Schwelle, eine überschmächtige Figur. Hinter ihr war das Dunkel, vom Fenster fiel ihr das Licht grell in's Gesicht: noch nicht alt, und doch keine Jugend mehr, die Wangen schmal, die schön geformten Lippen blaß.

Es durchzuckte den jungen Mann fast schmerzlich: das war eine Blume, an der ein Wurm nagte, eine Kirchhofsblume. Unwillkürlich sah er sie unten sitzen zwischen den Fliederbüschen, auf dem eingesunkenen Grabhügel und dem Gesang der einzigen Nachtigall lauschen.

Sie neigte den bleichen Kopf zum Gruß, ihre melancholischen Augen sahen ihn einen Augenblick an. Sie hatte eine Notenrolle in der Hand und noch eine Musikmappe am Arm.

„Meine Tochter Helene," sagte die Freifrau vor-

stellend. „Sie ist sehr musikalisch, spielt und singt viel zu ihrem Vergnügen!“

„Wird es Sie stören?“ Das Mädchen hob ängstlich bittend den Blick. „Ich gebe Klavier- und Gesangstunden, aber die meisten außer dem Hause und —“

„Helene!“ Der Ton der Mutter hatte etwas ungemein Scharfes. Über das Gesicht der Tochter flog eine jähe Röte.

„O bitte, bitte, im Gegenteil,“ beeilte sich der junge Mann zu versichern — er wußte selbst nicht, warum er so log — „es stört mich durchaus nicht! Wenn ich Sie nur nicht störe, ich bin vom Fach. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Hartmann, Musiker!“

* * *

Und so hörte er sie manchmal in der Dämmerung spielen. Den ganzen übrigen Tag rannte sie draußen herum in Regen und Naßkälte und gab schlecht bezahlte Stunden an Begabte und Unbegabte, an Liebenswürdige und Unliebenswürdige. Er traf sie oft, wenn er zum Mittagstisch ging. Wie abgespannt und matt kehrte sie heim!

Am liebsten hörte er sie singen. Dann saß er still, den Kopf in die Hand gestützt, und lauschte. Sie

sang meist, wenn die Mutter nicht zu Hause war, es fiel ihm auf; und dann so oft und oft dasselbe Lied. Wie eine wehmütige Klage schien es durch die Thür der Berliner Stube zu ihm hereinzudringen. Die Berliner Stube war der einzige Wohn- und Schlafraum, den Mutter und Tochter besaßen, halbdunkel, vollgepfropft mit möglichen und unmöglichen Sachen; da stand auch ihr Klavier.

Er sah sie im Geiste, eben, da er wieder lauschte, am Instrument sitzen, die durchsichtigen Hände auf die Tasten gelegt, die großen Augen, weit aufgeschlagen, starr in's Leere gerichtet. An was dachte sie? — — —

‚Drunten auf der Gassen
Stand ich, fein zu passen —‘

Er kannte die Heyseschen Verse, aber die Melodie kannte er nicht; sie schmiegte sich den Worten an wie ein Gewand dem Körper.

‚Doch ich blieb alleine
Bei der Blitze Scheine —‘

Herr Gott, wie das Mädchen sang! Wieviel Vorwurf, wieviel Schmerz lagen in den verschleierten, gleichsam tastenden Lauten!

— — ‚Nacht gewichen‘ — —
‚frierend heimgeschlichen‘ — —

er verstand nur immer die letzten Worte.

‚Stille' — —
‚Locken Fülle' — —

Aber jetzt, horch! War das dieselbe halbgebrochene Stimme? Wie ein Verzweiflungsschrei, wie das gewaltige Aufschluchzen bittersten Jammers gellte es durch die Stille:

‚Daß ein Sturm erginge,
Sich darein verfinge —
Mich zum Himmel trüge —
Weit hinweg
Aus dieser Welt der Lüge!'

— — — — — — — — — — — — — —

Hartmann neigte den Kopf tiefer; er fühlte, wie es ihn überlief.

Nebenan war es ganz still geworden, kein Akkord mehr, kein Rücken des Stuhls.

Doch nun ein Wimmern, ein unterdrücktes Stöhnen! Sie weinte. —

Daß sie Kummer hatte, wußte er längst. Hinter dem großartigen Gethue der Freifrau von Zöllner steckte blutwenig, das hatte er bald erfahren. Sie hielt keinen Dienstboten, nur ein halbwüchsiges, spillriges Ding von Mädel kam des Morgens für eine Stunde; das übrige schaffte sie selbst. Wenn sie auch mit alten Glacéhandschuhen in der Küche wirtschaftete, man sah ihren Fingern die Arbeit doch an. Der verstorbene Zöllner, von dessen Freiherrnkrone und Ahnen-

galerie die Witwe so gern sprach, war nichts mehr und nichts weniger als ein bankerotter Gutsbesitzer, und der ins Ausland gereiste Herr Sohn —?!

Hartmann wußte es genau, sie hatten ihn mit Aufwand der letzten Mittel nach Amerika spediert; von dort kam ein Bettelbrief nach dem anderen: Geld, Geld und wieder Geld! Das war alles sehr traurig und doch: war es die Thränen wert, die da nebenan flossen? Woher dieser Schrei der Verzweiflung — einzig darum?!

‚Drunten auf der Gassen
Stand ich, fein zu passen — —‘

Das gab ihm zu denken.

Ein paar Tage später begegnete er Helene auf der Treppe. Sie sah noch blasser aus als sonst, merkwürdig verwelkt.

Er redete sie an; er konnte es nicht lassen, zu fragen: „Von wem war das Lied, Fräulein, das Sie letzthin sangen? Ich glaube, Donnerstag war's, am Abend — ja, ja — richtig! Donnerstag!“

Sie erschrak und wurde noch bleicher. „Sie waren zu Hause?“ stammelte sie. „Ich — ich — dachte — ich dachte, ich wäre ganz allein!“

„Ja, ich war zu Hause.“ Er ergriff ihre Hand

und schüttelte sie herzhaft. „Ich danke Ihnen! Es ist eine wunderbare Melodie. Von wem ist sie?“

„Von mir,“ sagte sie ganz leise, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte. Dann sah sie ihn an, wie verloren, zog ihre kalten Finger ohne Druck zurück und schritt mit langsamem Nicken an ihm vorüber die Treppe hinauf.

Er mußte den ganzen Tag an den verlorenen Blick ihrer Augen denken, ihr Ton in dem ‚Von mir‘ lag ihm immerfort in den Ohren; er wurde beides nicht los, auch den nächsten Tag nicht und den übernächsten.

In der dritten Nacht schlief er unruhig. Ächzend lag er in seinem Bett hinter dem grünen Vorhang, wälzte sich nach rechts und links und schlug mit den Armen um sich; der Alb drückte ihn. Da ging langsam die Thür seines Zimmers auf. Er fühlte den eisigen Zug über sein Kissen hinwehen.

Der Vorhang rollte zur Seite — — — da stand sie mit bloßen Füßen im langen Nachthemd, bleich wie weißes Wachs! Nur ihre Lippen waren rot wie Blut und sehnsüchtig geöffnet.

— — — — — — — — — — — — — —

‚Drunten auf der Gassen
Stand ich, sein zu passen —
Doch ich blieb alleine —‘

Oh! — Oh — — — —!

Hatte das jemand gesagt?! Nein, nein, niemand! Sie stand stumm und rang die Hände.

Aber ganz unten von dem alten Kirchhof kam's wie eine Melodie herauf, eine Nachtigall sang dazwischen, es klimperte über Tasten.

Er richtete sich halb auf, er mühte sich zu sprechen und konnte doch nicht.

Langsam, langsam glitt sie näher.

Er sah deutlich das tiefe Brennen ihrer Pupille und den dürstenden Ausdruck ihrer Züge.

Und jetzt — jetzt faßte sie ihr langes Haar und ließ die Strähnen durch die dünnen Finger gleiten, ein herzzerreißendes Lächeln verzog ihren Mund.

‚Daß ein Sturm erginge,
Sich darein verfinge —
Mich zum Himmel trüge —
Weit hinweg
Aus dieser Welt der Lüge!'

Sie streckte die Arme hoch empor — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ein markerschütternder Schrei ließ ihn erwachen. Fahlgrau schimmerte das Morgenlicht durch die Fenster, verstört taumelte er auf.

Nebenan im Berliner Zimmer lautes Schluchzen: „Helene, meine Helene!“

Was war geschehen?!

Er fuhr in die Kleider; wie ein Trunkener stolperte er hinüber und klopfte an.

Keine Antwort.

Er trat ein.

Auf dem Tisch stand ein flackerndes Licht. Frau von Zöllner lag auf den Knieen vor dem Schlafsofa der Tochter. Und diese selbst im weißen Nachthemd darauf ausgestreckt — lang, schlank und tot, das Lächeln ungestillter Sehnsucht um den Mund.

Die Einzige

Sie hatten sich nun doch geheiratet, trotz aller Achs und Ohs der Verwandten.

„Du weißt nicht, was die Ehe ist," hatte die Mutter zu ihrer Tochter gesagt und die Stirn kraus gezogen. „Er hat bereits ein Leben hinter sich; du bist die erste nicht, die ihm gefällt. Du wirst ihn nicht fesseln, du bist zu jung für ihn, zu unerfahren, zu — zu — zu wenig pikant! Er bedarf der Abwechslung. Man weiß, — es wird mir schwer, aber ich muß es dir sagen, — daß er Geliebte gehabt hat, mehr als eine!"

„Ich bin seine einzige Geliebte, ich werde die einzige sein — ja, sieh mich nur nicht so an, Mutter — ich, ich ganz allein!" hatte die Tochter gerufen und den blonden Kopf mit leidenschaftlichem Schütteln in den Nacken geworfen. „Laß mich!"

„Thörichtes Kind!" Die Mutter seufzte und dann weinte sie.

„So thu, was du nicht lassen kannst und willst!"

Die Tochter hatte leise nachgeseufzt und die Hände heimlich unter dem seidenen Tändelschürzchen gefaltet. „Lieber Gott, laß mich glücklich werden und ihn auch! — Warum sollte ich nicht glücklich werden?! Ich liebe ihn, und er liebt mich!" Und als der Bräutigam kam, hing sie sich ihm an den Hals und flüsterte ihm in's Ohr: „Liebst du mich, wirst du mich immer, immer lieben?! Nicht wahr, ich bin deine Geliebte, deine einzige Geliebte?"

Er sagte nichts, aber er küßte sie auf die Wangen, auf die Augen, auf den Mund, und sie erschauerte unter seinen Küssen.

So heirateten sie.

Nun war über ein Jahr seit ihrer Hochzeit verstrichen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein trübtrauriger schwerer Novembertag. Der Regen schlägt eintönig mit hartem Trommeln an die Fenster, die blind von Nässe sind; man kann nicht auf die Straße sehen. Noch ist es nicht Abend, und doch ist es auch kein Tag mehr; die Grenze ist da, auf der sich Licht und Finsternis scheiden.

Ein graues Dämmern hockt in den Zimmerecken und kriecht über die Tapeten. Der Spiegel starrt

wie eine blanke, undurchsichtige Scheibe von der Wand. Hinter dem hohen Eichenschrank knistert es, die geschnitzten Engelsköpfe an seinen Thüren sind Fratzen geworden; das verglimmende Feuer im Kamin wirft einzelne zuckende Streifen über den Teppich.

Es ist sehr still in dem eleganten Raum. Die seidenen Vorhänge und Portièren hängen schlaff nieder, dunkler und dunkler werden sie in ihren Falten. Die Frauengestalt, die auf der Chaiselongue liegt, die Arme hinter'm Kopf verschränkt, rührt sich nicht.

‚Trom, trom, trom‘ macht der Regen an den Scheiben; immer dasselbe eintönige Geräusch. Es kann einen krank machen, ganz elend, man muß weinen und weiß selbst nicht warum. —

„Oh —!“ Ein langer, zitternder Seufzer hallte durch's Zimmer, in der Stille klang er lauter; die Seufzende erschrak vor dem eignen Ton. Sie fuhr zusammen und richtete sich dann auf, ihre Füße hingen von der Chaiselongue herunter und baumelten unruhig hin und her. So saß sie, dem Kamin zugewendet.

Das Feuer glimmte wieder stärker, von einem Windstoß, der sausend durch den Schornstein herabfauchte, aufgestört. Der Feuerschein zeigte jetzt das bleiche Gesicht mit den weiten Augen, die ganze jugendlich

schmächtige Gestalt vom blonden Haar herab bis zur zierlichen Schuhspitze. Das waren noch die weichen Mädchenzüge mit der zarten Rundung des Kinns und den schwellenden Lippen, aber eine nachdenkliche Falte hatte sich zwischen den Brauen festgesetzt, und die Augen waren nicht mehr rund, kindlich-zärtlich, sie waren sehnsüchtig-dunkelumrandet.

Nun stützte die junge Frau den Arm auf's Knie und legte die Wange in die Hand; sie starrte in's Feuer und wippte dabei mit der Fußspitze auf und nieder.

Ganz allein, ganz allein — —!

Der Wind im Schornstein machte melancholische Musik, langgezogen tutete er; der Regen trommelte stärker. Jetzt ist die Stunde, sich an jemand anzuschmiegen, die Arme um einen Nacken zu schlingen und zu flüstern: „Liebst du mich?"

Die Lippen der jungen Frau bewegten sich, sie murmelten etwas und dann zuckten sie schmerzlich. Die großen Augen zwinkerten, langsam füllten sie sich mit Thränen — da horch, ein Klingeln an der Entréethür!

Die Einsame fuhr hoch vom Sitz empor, ihr Herz klopfte. Wenn man oft und lange vergeblich gewartet hat, wird man nervös.

Mit bebenden Händen strich sie sich das Haar

aus der Stirn — warum machten die draußen nicht auf, war denn keiner von der Dienerschaft da?

Sie sprang zur Stubenthür und riß sie auf, ihr graute plötzlich so allein. Als bliese ihr ein kalter Hauch in's Genick, so sah sie sich hastig scheu um.

Der lange Korridor war ganz leer. Durch die bunten Gläser der Ampel blinkte das Licht trübe. — Sie schienen alle fort zu sein, die Mädchen, sowie der Bursche, die standen wohl auf der Hintertreppe und schäkerten mit andern, — da — wieder der schrille Ton der elektrischen Klingel!

Leise schlich die junge Frau zur Entréethür und sah durch das runde Guckloch. Draußen auf dem Absatz der Marmortreppe stand eine Gestalt im Regenmantel, einen kleinen Hut mit Schleier tief in's Gesicht gedrückt — eine Frau, ein Mädchen, wohl irgend eine Schneidermamsell oder die Jungfer einer Bekannten.

Die Dame öffnete: „Was wünschen Sie?“ Sie fragte es ganz freundlich, war sie doch froh, die eigne Stimme zu hören, begierig auf die eines andren Menschen. Die Stille bedrückte sie.

„Ist der Herr Rittmeister zu Haus?“ fragte die draußen und schob sich langsam zur Thür hinein. Das Wasser tropfte von ihrem Regenmantel; wo sie stand, war bald eine kleine Lache. Unter dem einstmals ele-

ganten Hut hingen ein paar mattblonde Haarsträhnen vor, der Schleier hatte mitten auf der Nase ein Loch.

„Nein, er ist nicht zu Hause. Wünschen Sie etwas?"

„N — — — ein — ja, ne — doch, ja, ich möchte ihn sprechen!" Zögernd blieb die Fremde stehn und sah unschlüssig auf ihre Fußspitzen. „Ich habe so 'nen weiten Weg — wann kommt er denn heute wieder?"

„Ich weiß es nicht." Über das hübsche Gesicht der Frau Rittmeister flog es wie Verlegenheit. Was sollte sie für Auskunft geben? Ihr Mann teilt ihr nie mit, wann er wieder kam. ‚Kind du mußt mich nicht quälen,' pflegte er zu sagen, ‚frage nicht so viel — ja, ja, ich weiß schon, du liebst mich, du bist meine goldne Maus, meine kleine Puppe, meine einzige Geliebte!'

„Ich weiß es nicht," die junge Frau sagte es tonlos und schlug die Augen dabei nieder. Die Blicke der anderen waren so unbequem, geradezu quälend; unter dem weißen, schwarzgepunkteten Schleier bohrten sie sich dunkel, halb dreist, halb scheu hervor.

„So —? Sie wissen es also nich — na, denn entschuldigen Sie man!"

Die Fremde machte eine Art Verbeugung und nahm den Thürgriff in die Hand; plötzlich zitterte sie, schwankte, erblaßte bis in die Lippen und murmelte: „Entschuldigen

Sie, ich bin nich wohl, ich bin krank jewesen, un denn die vielen Nächte und das Patschwetter draußen — ach Jott!" Sie lehnte sich schwer gegen die Wand und starrte in das Licht der Ampel.

Jetzt sah die Frau Rittmeister erst, was für ein hübsches Gesicht die Unbekannte hatte: ein zierliches Näschen, wundervolle Augen, einen feinen Teint und schimmerndes, mattblondes Haar; die Schönheit verlor nur etwas durch den Mund mit den schlaffen Linien.

Ein unerklärliches Gefühl durchfröstelte ihr plötzlich die Glieder, glitt ihr den Rücken auf und nieder und setzte sich oben im Genick mit einem schmerzhaften Druck fest. Was wollte die Person?!

„Wünschen Sie etwas von meinem Mann?" fragte sie hochfahrend und angstvoll zugleich.

„Von Ihrem Mann — aha — Sie sind also die Frau Rittmeistern?!" Das Mädchen lachte schrill, riß die Augen neugierig auf und stand mitten im Korridor.

Einen Augenblick starrten sich die beiden Frauen an; beide gleich hübsch, gleich schmächtig, jugendliche, noch nicht ausgereifte Gestalten; die eine im eleganten, langschleppenden Hauskleid, um die Füße der andern eine schmutzige Regenlache.

Sie maßen sich vom Scheitel bis zur Sohle. Das Licht der Ampel spielte über beide hin; sie waren beide gleich bleich.

Im Korridor war es totenstill; unten im Haus ging eine Thür und klappte. Sonst nichts.

Jetzt hörte man ein paar tiefe unruhige Atemzüge, und jetzt sagte die Fremde — sie hatte ein heiseres angekränkeltes Organ —: „So jung sind Sie? Ne, so was! Sie können ja kaum zwanzig sein! Sagen Sie Ihren Mann — ne, ne, lassen Se man!“ Sie drehte sich kurz um und griff wieder nach der Thür. „Man muß schon sehen, wie man alleine zurecht kommt, ich wer' Ihnen —“ aus ihrem neugierigen Blick wird ein fast mitleidiger — „ich wer' Ihnen keinen Krach machen. Ich —“ ein rauhes Husten bricht ihre Rede ab, ihre schmächtige Gestalt erschüttert unter der Anstrengung.

„Was — was wollen Sie? Wer sind Sie?! — — Nein, Sie gehen nicht!“ Mit einer heftigen Wendung vertrat die Frau Rittmeister der Hustenden die Thür. Ihre Lippen waren weiß geworden bis in die Mundwinkel, ihr Atem keuchte: „Sie sind seine Geliebte — ich weiß es — Sie wollen was von ihm, Sie sind seine Geliebte, seine Geliebte, Geliebte — — —!“ In wahnsinniger Aufregung wiederholte sie immer das letzte Wort.

„Na, ja doch, jnäd'ge Frau, beruhigen Se sich man! Ich nehme es ihn ja auch jar nicht übel, daß er sich verheirat't hat. Das 's doch immer so. Aber was für mich thun hätte er doch jekonnt!“ Sie rückte den verschobnen Hut zurecht und zupfte den Schleier mit spitzen Fingern über's Gesicht. „Als ich noch bei die Jerstel in's Modewarenmajazin war, hätte ich nich gedacht, daß es mir mal so schlecht jehn könnte. Wenn ich jetzt nachts so viel wach lieje, muß ich weinen, daß ich mal so dumm war. Was ich eijentlich jedacht habe, das weiß ich selbst nich; 's war nu mal so. Un wie er mir de nette Wohnung mietete, war ich so riesig fidel! Sie jlauben jar nich, was wir da für famose Abende jehabt haben. Das is ja nu allens zu Ende, ach Jott ja, aber —“

„Kommen Sie herein,“ sagte die junge Frau mit einer eigentümlich harten, metallisch klingenden Stimme. Sie zog die Fremde gewaltsam am Handgelenk hinter sich her in's Zimmer. Mit zitternden Fingern tastete sie am Hahn des Glühlichts herum — nun flammte das auf hinter blutroten Seidenschleiern. Es war alles ganz hell, grausam hell.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte die elegante Dame das Mädchen an; Wut, Schmerz, Enttäuschung,

bange Neugier lagen in ihrem Blick. Und nun stöhnte sie mit zuckenden Lippen: „Sie sind seine Geliebte, Sie waren seine Geliebte — schon lange — bis wann — erzählen Sie!“ Die Stimme versagte ihr, sie ließ sich in einen Sessel fallen und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Jotte doch, jnäd'ge Frau!“ Das Mädchen stand mitten im Zimmer unter'm Kronleuchter, der rote Schimmer der Lampenschleier warf einen blutigen Schein auf ihren blassen Teint. Ein triumphierendes Lächeln hob für Momente ihre kurze Oberlippe und verlieh dem Mund einen grausamen Ausdruck. Vergleichend glitt ihr Blick von dem Kleid der Dame zu dem eignen triefenden Regenmantel; aber nur für ein paar flüchtige Augenblicke blieb der grausame Ausdruck, dann wurde er mitleidig. „Jotte doch, jnädige Frau, haben Se sich man nich so,“ — sie trat einen Schritt näher und tupfte der Schluchzenden auf die Schulter, — „so was kommt vor, das konnten Se sich doch unjefähr denken, so'n schöner Mann wie der Rittmeister! Darüber machen Se sich man keine Illusionen. Ich erhebe ja auch jar keine Ansprüche, ich mache mir jetzt mal jar nischt mehr aus ihn. Mag er wieder andre an die Nase führen,“ — sie schnippte mit den Fingern in die Luft, — „wenn se so dumm sind!“

„Sie lieben ihn nicht mehr — so haben Sie ihn nie lieb gehabt?“ Die junge Frau ließ die Hände vom Gesicht gleiten und griff hastig nach dem Arm der anderen: „Haben Sie ihn nie lieb gehabt?“

„Oh — un ob!“ Eine leichte Röte flog dem Mädchen über das blasse Gesicht. „Was glauben Se wohl? Wenn er mir so mittags nachjestiegen kam, die Jägerstraße lang, un des Abends in Civil an'n Jeschäft vorbeistrich un den Hut zog un einen so ansah — — — —!

„Ich hätte damals unseren Buchhalter heiraten können, 'ne janz jute Partie, aber ich hatte für keinen anderen Augen im Koppe, ich war wie besessen. Un denn machten wir Pfingsten janz früh nach'n Jrunewald, ich hatte 'n weißes Kleid an un 'nen jroßen weißen Hut mit Rosen, den hatte ich mir von 'nem Pariser Modell abgesehn. Un da fuhren wir auf'n Wasser, un er war so reizend, er sagte immer: ‚Meine süße Maus, meine einzige Geliebte!‘ —

„Un ich jlaubte ihn. Jotte doch, liebe jnädige Frau, Sie werden es ja wohl selber wissen, wie einen so einer was vorreden kann! Man is doch auch nur einmal jung, man kann wirklich nich dafür. Nu jing ich mit ihm. Er wollte nich, daß ich in's Jeschäft bliebe, er

mietete mich 'ne Wohnung, nah bei de Kaserne. Tante, bei der ich jewohnt hatte, schimpfte erst, aber als 't mir so jut ging, sagte se nischt mehr. Ich war so verjnügt. Wie er sich vor'n Jahr verheiratete, da hab' ich wohl jeweint, aber es war nich so schlimm. Er kam doch oft abends und war immer sehr nett, un denn wurde das kleine Mächen jeboren, und ich war janz närrisch vor Freude!“ Sie atmete tief auf und preßte die verschlungenen Hände ineinander.

Mit vorgebeugtem Oberkörper reckte sich die junge Frau ihr entgegen: „Weiter — weiter!“

„Weiter?!“ Die Miene des Mädchens verfinsterte sich plötzlich, den schlanken Leib schüttelnd, riß sie die verschlungenen Hände auseinander und ballte sie zu Fäusten. Ihre schwarzen Sammetaugen wurden stechend. „Der Lüjner, der Betrüjer! Seit 'nen halben Jahr hat er 'ne andere, jetzt weiß ich's! Darum hat er sich nischt mehr wissen jemacht un is nich jekommen, un ich habe auf ihm jelauert,“ — der rauhe Husten erschütterte sie wieder wie vorher draußen an der Thür. „Erst hat er de Miete jeschickt und auch sonst Jeld, jetzt nich 'nen Sechser mehr! Seit vier Wochen keinen Ton! Ich habe an ihm jeschrieben — jawoll — keine Antwort! Wieder jeschrieben — wieder keine Antwort!

Die Kleine zahnt un schreit de janzen Nächte; ich bin so 'runter, ich weiß selbst nich recht, was mir fehlt, ich bin" — sie drückte die geballte Faust gegen die Brust — „janz kaput! Jestatten Sie!" Sie setzte sich mit ihrem nassen Regenmantel schwer auf den nächsten seidengepolsterten Stuhl.

Kein Laut jetzt. Zwei, drei, fünf Minuten verstrichen, keine der beiden Frauen sprach. Die roten Lampenschleier zitterten von der Hitze, ihr ganz leises Knistern wurde hörbar.

Endlich stand die Frau Rittmeister langsam auf, ihre weichen Züge waren hart geworden, gleichsam erstarrt. Sie senkte den Kopf: „Und was wollen Sie jetzt? Was soll ich thun?"

„Sie —?" Die andere sah sie verwundert an. „Sie?! Mit Ihnen habe ich doch jar nischt zu thun, was jeht Sie das allens an? Aber Ihren Mann will ich sprechen, ich muß ihn sprechen, ich wer' ihn sprechen, ich — ich — ich" — sie sprang wieder auf wie ein gereiztes Tier — „ich wer' ihm den Standpunkt klar machen, dem — dem Kerl!" Zornige Thränen brachen ihr aus den Augen. „Denkt er, ich soll verhungern, und det arme Wurm dazu — verhungern?!"

„Verhungern — — —!" Einem Echo gleich kam

es von den Lippen der jungen Frau, mit einer unglaublichen Bitterkeit wiederholte sie das Wort: „Verhungern! Nein, das sollen Sie nicht!“ Sie ging an ihren Schreibtisch und kramte darin. „Hier“ — es waren mehrere Hundertmarkscheine, die sie dem Mädchen reichte — „mein Geburtstagsgeld von Mama! Mehr habe ich jetzt nicht, aber ich will Ihnen schicken, sobald Mama mir wieder etwas giebt, Sie können sich darauf verlassen. Bitte, gehn Sie jetzt, und — meinem Mann“ — zögernd, fast widerwillig glitten ihr diese zwei Worte über die Lippen — „bitte, sprechen Sie nicht mit meinem Mann!“

„Das hat ja jetzt auch jar keinen Zweck mehr! Denken Sie vielleicht, ich will ihn ausquetschen, was 'rauspressen? Ne, jnäd'ge Frau, man hat doch auch seinen Stolz; ich will nur nich verhungern mit dem Kind, bis ich wieder Stellung jefunden habe. Wär' ich nur erst jesund!“

Das Mädchen hustete wieder krampfhaft, in der Brust rasselte es dabei. „Ich hab' mich erkältet in 'n Wochenbett. — Aber adieu, jnäd'ge Frau, ich habe Ihn' schonst zu lange belästigt, ich danke Ihnen vielmals!“

Sie nahm die Scheine in die linke Hand und

streckte die rechte, im schäbigen Glacé mit lauter aufgeplatzten Nähten, aus. „Adieu, Sie sind sehr jut, jnäd'ge Frau, ich wünsche Ihnen alles Schöne, möcht's Ihnen immer so jut jehn! Sie haben ja auch allens, was das Herz bejehrt!"

Wohlgefällig glitzerten die schwarzen Augen durch's Zimmer; dann drehte die schmächtige Person mit einem Aufleuchten der Blicke die Scheine hin und her: „Ich kann das aber eijentlich doch jar nich von Ihnen annehmen, jnäd'ge Frau — so viel! Ich nehme Ihnen ja allens Jeld mit!"

Die Frau Rittmeister machte eine abwehrende Handbewegung wie: ‚Nehmen Sie nur!' Sie hörte kaum die Dankesworte, sie neigte nur den Kopf mechanisch.

Gott sei Dank, jetzt schloß sich die Thür, jetzt waren die schwarzen Augen fort!

Draußen verhallende Schritte auf dem Gang, die Entreethür fiel in's Schloß.

Wieder allein!

Mit einem wimmernden Laut bricht die Einsame zusammen, sie kann sich nicht aufrichten, nicht rühren, nur denken — denken — — —!

Im Schornstein pfeift der Wind, der Regen

trommelt an die Scheiben: ‚Tromtromtrom, die Einzige!‘ — ‚Huhuhuh, die Einzige!‘ — — — — — —

Mit einem Stöhnen hält sich die junge Frau die Ohren zu; sie hört es doch, sie hört es immerfort: Die Einzige, die Einzige!

Frühlingsschauer

„Es rejent,“ sagte die Jüngste von allen.

„Jotte doch, un nu scheint de Sonne wieder,“ seufzte die lange Blasse, die oben am Arbeitstisch saß.

Sie seufzten alle. Das kahle, stickige Hinterzimmer, drei Treppen hoch in der Leipzigerstraße, schien von einem einzigen, langen Seufzer erfüllt.

Keine sprach mehr. Man hörte nur das Klappern der Scheeren, das Schnurpsen des dicken Seidenstoffs, durch den die heiße Nadel widerwillig glitt. Die lange Blasse klopfte eine Naht mit dem Fingerhut glatt, nebenan ratterte die Maschine von Fräulein Frischbolzen: ‚Rrrr —‘

Fräulein Frischbolzen nähte die Taillen immer selber zusammen; da ließ sie keine Arbeiterin heran, keine kam hinter das Geheimnis, warum die Taillen immer so vorzüglich saßen, selbst auf einer etwas genierten Figur. Die Arbeiterinnen sagten, daß die Frischbolzen Tausende verdiente.

In der Mittagsstunde, während die Mädchen im Hinterzimmer auf dem Plättofen Kaffee warm machten und ihre durchfetteten Butterbrotpaketchen hervorzogen, ging die Klingel an der Entreethür in einem fort. Dann stand Fräulein Frischbolzen in der Vorderstube, sehr chic im schwarzen Alpakakleid — es schmiegte sich ihrer Konfektioneusenfigur wie ein Handschuh an — und empfing die Kundinnen. Unten raste der Lärm der Straße, die Damen seufzten über das Getriebe, über die Entfernungen, die Treppen, über ihre Nerven und bettelten und drängten um beschleunigte Herstellung des Kostüms. Fräulein Frischbolzen behielt immer das gleich geduldige, beschwichtigende Lächeln: „Ich thue, was ich kann, meine Damen, auf Ehrenwort! Aber die Arbeiterinnen, die Arbeiterinnen heutzutage — !"

Wie eine Furie kam sie in's Hinterzimmer. Die Mädchen, die schwatzend ihren Kaffee auf dem Öfchen umstanden, fuhren auf ihre Plätze zurück.

„Nanu," — die Stimme der Arbeitgeberin schrillte, — „zahl' ich dafür zwei Mark pro Tag?! — Fräulein Hober, wenn's Ihnen nich mehr paßt, können Sie sich anderweitig nach Beschäftigung umsehen. Frida, suchen Se 'mal die Stecknadeln auf!"

Die Jüngste duckte den knospenden, aufgeschossenen

Oberkörper und rutschte auf den Knieen unter'm Tisch herum; ihr bleichsüchtiges Gesicht mit den weiten matten Augen kam, gerötet vom Bücken, wieder zum Vorschein.

Der schwarzen Trude Meyer riß die Frischbolzen die feingefältelte Garnitur aus der Hand: „'ne Sauerei, einfach 'ne Sauerei — hier, sehen Sie mal! Denken Sie vielleicht, ich kann den Dam'en so 'was abliefern? Ziehen Sie den Faden 'raus! Nochmal!"

Mit einem furchtbaren Blick auf die übrigen verließ die Prinzipalin das Atelier; nebenan hatte sie noch ein kleines Loch, ihr Privatatelier, da nähte sie die Taillen. Weder Sonne noch Mond guckten hier durch das verbaute Fenster, immer war ein gemischter Dunst von aufdringlichem Parfum und allerhand Kleiderstoffen in dem dumpfen Loch.

„Der olle Bolzen," murrte Trude Meyer und streckte die Zunge lang heraus, „wat die sich denkt!"

„Die is dicke durch," seufzte die lange blasse Hober. „Unsereins schind't sich. Se hat janz verjessen, was se früher war: Probiermamsell bei Jerson! Un jetzt: wie 'ne ‚von'!"

„Na ebent! Einer ‚von' hat ihr ooch det Jeschäft ingericht't," krähte eine heisere Stimme unten vom Tisch her.

„Pst, pst!“ Fräulein Hober legte warnend den Finger auf die Lippen.

„I was!“ Die Rothaarige unten am Tisch schien ganz mit Gift und Galle gefüllt, bereit zum Explodieren; ihr schwindsüchtiges Organ krächzte: „So 'ne!“

„Was — so 'ne?!“ Die siebzehnjährige Frida reckte sich über den Tisch, ihr junger Busen preßte sich gegen die Kante. „So 'ne, was denn? Sagen Se doch, Fräulein Marie!“

Die Rothaarige hustete und zwinkerte den anderen zu. Alle lachten.

„So 'ne — so 'ne?“ Frida zeigte eine unbezwingliche Neugier. „Schießen Se man los!“

„I, wo wer' ik — na, so dammlig — det se mir 'rausschmeißt!“ Die rote Marie nähte mit wahrer Wut; ihre Nachbarin, ein stilles, hübsches Mädchen mit vergrämten Augen neigte sich flüsternd zu ihr.

Die beiden tuschelten, aber sie sahen sich dabei nicht an, ihre Blicke hafteten unverwandt auf der Arbeit. Die Nadeln flogen. — — — — — — — — — —

„Nu hat se doch noch 'nen Bräutjam jekriegt,“ sagte plötzlich eine laut.

„Nu ebent!“

„Un was for eenen!“

„En famoser Mensch!“

„Ob er ihr heirat'?“

„Ob er ihr wirklich jut is, oder nur von wejen de Moneten?“

„So 'ne Olle!“ Die Rote schob geringschätzig die Unterlippe vor.

„Et is 'n Schkandal! Seit Weihnachten wohnt er schonst hier!“

Die Mädchen kicherten und stießen einander an.

„Da hat er ooch 'was Recht's — haha — der reene Kleiderstock! Det muß man wissen, wie die sich wattiert!“

„Seid alle still,“ sagte die lange blasse Hober und legte die geballte Faust schwer auf den Tisch. „Mich verhohnepiepeln! Der Mensch muß ooch sein Amüsement haben! Was wollt ihr denn? Wenn ik denke, det ik nu schonst bald zwanzig Jahr hinter'n Schneidertisch sitze — alle Jubeljahr 'mal nach 'n Jrunewald 'raus — ich könnte heulen. Immer nähn! Ik jloobe, ik nähe noch, wenn se mir in die Jrube legen. Ä!“

„Wie alt sind Sie?“ fragte Frida unvermittelt.

„So alt wie mein kleiner Finger. Na, weil Sie's sind, Kiekindewelt: — sechsundreißig!“

„Oh — — —!“ Frida stieß einen zitternden Seufzer aus, ihre Augen sahen wild umher; sie schauderte. Plötzlich legte sie, laut schluchzend, den Kopf auf den Tisch: „Un ich —?! Si — sieb — siebzehn!“

„Jotte doch, det Mächen!“ piepte die Lehmann mit den ewig geröteten Augen. „Weenen Sie man nich, denken Se an Ihre Oogen, nischt is so schädlich, wie Weinen un Nähn. Ick weene längst nich mehr — na, so dumm!“ Sie hielt die Nadel gegen's Licht und fuhr mit dem Faden immer am Öhr vorbei. „Is det dunkel hier!“

Nebenan rückte ein Stuhl, die Maschine hörte auf zu rattern. Alle hielten den Atem an, alle beugten sich tief über die Arbeit.

Noch kam die Frischbolzen nicht. ‚Rrrrrr,‘ fing die Maschine wieder an.

„Die hat's ooch schwer,“ flüsterte die Hober und nickte nach dem Nebenloch hin. „Nu hat se 'n paar Jroschen, aber nu is se in de Jahre. Se muß immer Manschetten haben, det er eenes Tages sagt: ‚Adjee Sie!‘ Ne, ne, for unsereinen is nischt los uf der Welt, 's is Essig mit 'n Jlücklichsein!“

„Ich will aber jlücklich sein, ich muß!“ Mit einem Ruck hob Frida den Kopf vom Tisch, die Thränen

liefen ihr noch über's Gesicht. Ihre Augen waren nicht mehr matt, sondern flammten. „Soll ich ewig hier sitzen, alle Tage, bis 't dunkel wird? Ich danke. Ich will auch 'raus, spazieren jehn! Es is Frühling — wo is er denn?!" Sie riß das Fenster auf und lehnte sich weit hinaus.

Unten auf dem feuchten Hofwinkel fing ein Leierkasten an zu quietschen.

„Musik!" Frida klatschte in die Hände, mit geblähten Nasenflügeln atmete sie rasch, mit halbem Leib hing sie über's Fensterbrett, ihre Füße berührten nicht mehr den Boden.

„Musik! La — lala — la — ha, un die Luft!"

„Et zieht! Au, meine Oogen! Machen Se zu — Frida, Mächen, machen Se zu," piepte entsetzt die Lehmann.

Die Rothaarige hüstelte: „Hören Se nich? Zumachen!"

„Wenn die Frischbolzen kommt! Sind Se toll?" Fräulein Hober riß sie am Kleid.

Unten schnappte mit einem Mißton die Drehorgel ab. Man hörte eine keifende Stimme: „Können Se nich lesen? Betteln, Hausieren, Musizieren verboten!" Die Hofthüre wurde dröhnend zugeschlagen.

„Ach!“ Blaß, das Gesicht langgezogen, kehrte sich Frida vom Fenster ab. Sie sah matt, bleichsüchtig, müde zum Umsinken aus. Mit einem Seufzer ließ sie sich auf ihren Stuhl fallen.

„Ja,“ sagte das hübsche, stille Mädchen neben der Rothaarigen und lächelte, daß sich zwei Falten um ihren Mund gruben, „in de schöne Jahreszeit kommt einen det Innesitzen sauer an!“ Ihre vergrämten Augen hoben sich mit einem schwermütigen Blick zu dem bißchen Blau, daß hinter der angegrauten Häkelgardine hereinschimmerte. „Man denkt immer an 'n Tierjarten und an Treptow. Früher sind ich un mein Bräutjam öfters sojar Wasser jefahren. Nu jeht de Zieherei schonst so lange, nu hat er keene Lust mehr.“

„Quatsch!“ Die schwarze Trude Meyer warf den Kopf hintenüber, und lachte. „Is 's nich der, is 's en andrer! Sie sind dumm, Jrete! Man muß sich nich an eenen hängen!“

„Jeh'n sie noch mit den aus 's Schuhjeschäft von Herz?“ fragte die Hober.

„J wo! Keene Spur!“ Das Mädchen wiegte den eng geschnürten Oberkörper lässig und schaukelte mit dem Stuhl. „Er hat mir Sonntag vor vierzehn Tagen versetzt; bis sechse hab' ich auf ihm jelauert.

Der janze Sonntag war futsch. Na, so dumm! Ich bin ihm höllisch jrob jekommen. Nu jehe ich mit einen aus de Droscherie.“ Sie spitzte die Lippen und pfiff leise. „Immer fidel, so lange man jung is!“

„Und denn —?!“

Irgend eine hatte es gefragt, man wußte nicht wer. Aber die Frage verstimmte, das Gespräch stockte, jede sah vor sich nieder und arbeitete emsig.

Die Scheeren klapperten, der Seidenstoff raschelte, nebenan ratterte die Maschine, unermüdlich, wie gejagt. Nun setzte sich auch noch die Hober an die zweite Maschine im allgemeinen Arbeitszimmer.

‚Rrrrrr‘ — ‚Rrrrrr‘ — — —

Ein rasselndes Duett, eine wilde Hetze.

Die Luft war eingeengt, dick, zu schwer zum Atmen. Unzählige trockene Stäubchen flirrten umher; aus den Ecken reckte sich schon das Dunkel, mühsam kämpfte bescheidenes Tageslicht um den Sieg. Vom Plättofen her roch's sengerig; die Mädchen gähnten, wie mit schwerer Hand legte es sich auf ihre Stirnen und drückte unwiderstehlich ihre Lider zu.

Die Abspannung kroch durch den Raum, hockte sich auf den großen Schneidertisch und rauschte mit bleifarbenen Gewändern. Träge schlich die Zeit voran.

Jetzt ließ sich draußen im Korridor ein Schlorren hören. Pfeifend öffnete jemand die Arbeitsstube.

Ein leises Flüstern ging um den Arbeitstisch. Die schweren Lider öffneten sich, die müden Gesichter legten sich in gefällige Falten, eine merkliche Unruhe war im Knittern der Kleider, im Scharren der Füße unter'm Tisch — — der Bräutigam!

Da stand er auf der Schwelle in Hemdsärmeln und Pantoffeln; die Augen noch dick, die Haare noch wirr vom langen Mittagsschlaf.

„'n Abend!“ Die Arme in die Höhe reckend, dehnte er sich, dann kam er langsam näher. „Na, fleißig?“

Er lachte sie alle an, man sah seine weißen Zähne unter dem blonden Schnurbart blinken.

Sie lächelten alle wieder.

Bei der Jüngsten blieb er stehen, die Hände in den Hosentaschen, und schmunzelte: „Sie haben Löckchen wie 'n Seidenpudel, Fräulein Frida!“

Alle kicherten, Frida am heftigsten; sie wurde hübsch und rot dabei wie eine Rose.

„Bist du da, Justav?“ rief die spitze Stimme der Frischbolzen aus dem Nebenloch.

„Wie de hörst,“ sagte er phlegmatisch und klimperte

mit Geld in der Hosentasche. „Die Baronin hat endlich die Rechnung für zwei Roben bezahlt, nu leben wir bong. Ik wer' mal was spendieren. 'n paar Weiße mit Himbeer, was? Und für Sie" — er pustete auf Fridas Löckchen — „na, für Sie, Schnuteken, extra 'nen Appelkuchen mit Schlagsahne!"

„Justav; Justav!"

Vergebens schrie die Braut hinter ihm drein, er war schon lachend zur Stube hinaus.

War der fidel! Mit zitterndem Atem und dunkel glänzenden Augen saß Frida auf ihrem Platz. Jetzt schrie sie halblaut auf und warf die Nadel hin; ein großer, wässeriger Blutstropfen schimmerte auf dem weißen Seidenärmel in ihrem Schoß.

„Was is los?" Die Frischbolzen schoß wie ein Stoßvogel herein. „Pfui, der Fleck! Wo haben Se denn Ihre Augen? Wenn's nich ausjeht, müssen Se neue Seide bezahlen!"

„Wer' schon," sagte Frida müde und lutschte an ihrem Finger. „Ich hab' mir jestochen. Wer kann for Malör?!" —

Die Leipzigerstraße war voll regen Abendtreibens, als Frida aus dem Atelier herunter kam. Es war neun Uhr. Sie ging allein. Als Jüngste hatte sie

oben noch die Nadeln auffammeln und ein Laken über den Arbeitstisch breiten müssen. Wie eine lange zugedeckte Bahre stand der Tisch in dem verödeten Zimmer.

Plötzlich fröstelnd, in Hast war das Mädchen enteilt. Langsam schlenderte sie jetzt über's Trottoir. An den Schaufenstern blieb sie stehen, drückte das Gesicht nah an die Spiegelscheiben und starrte mit brennenden Augen hinein.

Sie hörte nicht das Rollen der Pferdebahnen, das unausgesetzte Jagen der Droschken. In dem gutsitzenden Jäckchen aus billigem Stoff, die unbehandschuhten Hände in die Seitentäschchen gesteckt, den etwas kecken Hut schief auf die Pudellöckchen gedrückt, stand sie, jung und hochgeschossen, im Licht der elektrischen Lampen. Ihre blaßgefärbten Lippen waren halbgeöffnet, ihre Augen starrten groß drein und doch glanzlos.

Sie dachte, sie dachte — — — was eigentlich?! Sie wußte es selbst nicht. Sie hatte etwas im Innern, das fraß sich ein, wie die Made in einen Apfel. Es nagte, es bohrte.

Und die Luft war weich; schmeichelnd und doch stürmisch wehte sie über den Asphalt. An den Ecken

boten alte Weiber Blumen feil — verschrumpelte Gesichter über Flieder- und Goldlackbouquets. Mit offenem Mund atmete Frida den Blumenduft.

Plötzlich machte sie Kehrt; statt nach Hause, ging sie rascher die Straße hinauf zum Platz mit den Linden und Rasenflächen. Ein ungeheurer Frühlingsdurst überkam sie, ein stürmisches Verlangen.

Der Tiergarten war nicht mehr fern. Ach, unter jenen Bäumen wandeln! Unschlüssig blieb sie am Eingang stehen.

Dunkel lag der Park, dicht wie ein Wald. Und da schimmerte es weiß und licht, ein winkender Arm, ein lockender Wegweiser! Der große Faulbaum drüben blühte. Ein Strom süßen, satten Duftes durchschwängerte die Nacht.

Frida dachte plötzlich an den Bräutigam von Fräulein Frischbolzen — der wollte mit ihr anbändeln! Heute abend, als sie die Scheere fallen ließ, hatte er sich galant gebückt und dabei ihren Fuß gedrückt. Er gefiel ihr sehr gut — aber nein, das war gemein, ihn der anderen wegschnappen!

Sehnsüchtig hob sie die Augen. Wunderschön, hell flimmerten die Sterne. Über dem grauen Dunstgewoge der Stadt spannte sich der Nachthimmel in

einer unbeschreiblichen Farbe, wie bestickt. Das müßte eine kostbare Robe geben, so 'ne hatte Gerson nicht!

„Fräulein, so allein?!“

Sie fuhr zusammen, einer hatte sie angeredet.

Es war ein eleganter Herr in zartgrauem Überzieher, ein Stöckchen mit großem Knopf unter'm Arm. Er lächelte, wie der Bräutigam gelächelt hatte, und sie lächelte auch; ohne es zu wollen. Sie merkte, daß sie ihm gefiel.

„Na?“ Er räusperte sich, sah sie eigentümlich an und drehte seine Schnurrbartspitzen.

Der Faulbaum duftete herüber, daß es sie betäubte, — die Sterne am Himmel tanzten einen tollen Reigen, — die Laternenpfähle trugen schwankende Lichtkränze — drüben stiegen winkende, weiße Gestalten auf — an ihrem Ohr flüsterte eine sympathische Stimme —

— — — — — — — — — — — — — — —

Nein! Sie hatte es nicht laut gerufen, sie sagte kein Wort, aber sie rannte davon, quer über die Straße, wie besessen. Er folgte ihr gar nicht, aber sie lief hinein in's Dunkel, unter die Bäume, immer weiter, weiter.

Jetzt war sie am Goldfischteich. Plätschernd rührte sich etwas im Wasser, Frösche quakten im Traum. Der Faulbaumduft war verweht, aber andere Düfte

stiegen auf, laue Erdgerüche voll treibender Kraft, voll satten Wohlgefühls. Kein Wind hörbar, nur ein zart flüsterndes Rauschen. Vom Wasserspiegel feuchtwarme Nebel, die die Löckchen auf der Stirn lösen, daß sie schlapp an den Wangen niederhängen. Kein Mond, keine Laterne, nur verstohlenes Geblinzel am Himmel — doch jetzt — Schritte: ein Liebespaar!

Eng umschlungen schlenderten sie; ab und zu blieben sie stehen und küßten sich; sie lachten gedämpft. Oh, wie sie lachten! Dann gingen sie weiter, noch enger umschlungen. Sie sahen das Mädchen nicht, das sich zur Seite in den blühenden Busch drückte.

Frida wurde plötzlich ganz schwach, elend bis zur Ohnmacht. — — — — Nähn, und immer wieder nähn! Wie der Plättofen sengerig riecht! Der Staub fliegt fein und trocken. Die Maschinen rattern. — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Sie schauderte, sie zitterte. So war ihr noch nie gewesen. Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder und schluckte; trocken war ihr der Hals, und inwendig alles trocken, verdurstet.

Eine unendliche Sehnsucht füllte ihr Herz zum Springen.

Sie tappte durch's Dunkel zurück — da war sie

am Brandenburger Thor. Licht, Wagen, Menschen; das ganze Nachtgetriebe der Großstadt sauste vorüber. Sie schwankte und blieb stehen — so hungrig, so müde!

Am Himmel blinkten die Sterne hell, aber jetzt, halt! Die Leute spannten die Schirme auf; wer keinen Schirm hatte, rannte eilig.

Tropfen, große warme Tropfen fielen beim hellen Sterngeflimmer; ein plötzlicher Regenguß rauschte mitten hinein in alles Blühn.

Nun kamen ihr auch Thränen.

Riesenhaft dehnte sich das graue Häusermeer unter'm Nachthimmel. Hoch ragten Mauern und dunkel drohende Türme. Im Geräusch der Straße hörte Frida das Klappern der Scheeren, das Schnurpsen des Seidenstoffs, das Rattern der Maschine, das Hüsteln, das scheue Flüstern der Mädchen.

— — — „Rrrrrr— alle Jubeljahr 'mal nach 'n Jrunewald — rrrr— ja, die Oogen, die Oogen, ich weene längst nich mehr — rrrr— immer fidel, so lange man jung is — und denn?!

Rrrrr— immer nähn — bis in die Jrube — rrrr— immer nähn!“ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Schweiß stand ihr auf der Stirn, und doch fröstelte sie.

Warum weinte sie nur so ungebärdig, so heiß, so rebellisch, so — so reuevoll?

Sie wußte selbst nicht, was ihr so leid that. Schluchzend lief sie im Frühlingsschauer.

Roter Mohn

Oben in das schmale Fenster der Mägdestube fielen die Sonnenstrahlen schräg. Es ging auf fünf Uhr nachmittags.

Grete Albrecht hatte lange mit dem Abwaschen zu thun gehabt, Geheimrats hatten Sonntags immer eine alte Tante zu Tisch und einen jungen Neffen, den Referendar, eine Partie für Fräulein Clärchen.

In der engen Kammer, darin gerade ein eisernes Bettstell, ein Stuhl und ein Waschständer Platz fanden, roch es nach Seife und Pomade. An den weißgetünchten Wänden hingen die Kleider an Nägeln, aber das Sonntagskleid war heruntergenommen und lag ausgespreizt über'm Bett. Frischgrün war es, mit großen gelben und rosa Blumen; Grete glaubte nie ein schöneres besessen zu haben. Auch der Hut prangte daneben, ein kühn aufgekrempter, weißer Hut mit Vergißmeinnichtkranz und Straußenfeder.

Grete wusch sich, daß die Seifenflocken spritzten,

und rieb dann mit dem groben Handtuch heftig das Gesicht; die Backen glänzten wie lackiert, aus dem kleinen stockfleckigen Spiegel leuchtete ihre blaurote Farbe wider. Nun wurde gekämmt, langes straffes Haar, dessen Blond rostfarbene Stellen zeigte vom Wasserstrählen; die Brennscheere mühte sich umsonst, die abgeschnittenen Stirnfransen zu kräuseln, das starkdrähtige Haar wehrte sich gegen den Lockenzwang und krümmte sich nur an den Spitzen aufwärts.

Jetzt war die Frisur fertig. Das frischgrüne Kleid senkte sich über die breiten Schultern und krachte in allen Nähten, als die Magd sich vor'm Spiegel drehte und mit den vom Spülwasser aufgequollenen Händen die Taille herunter preßte. Solch ein Staat! Sie war ganz versunken in ihren Anblick — was er wohl sagen würde?!

Ein Pfiff kam unten vom Hof herauf; Grete fuhr zusammen — das war er!

Hastig streckte sie den Kopf durch's schmale Fenster. Da klappte auch drüben, ein Stockwerk tiefer, das Mägdefensterchen, eine hohe, noch halb kindliche Stimme rief ihr zu: „Sind Se endlich fertig, Grete?“

Das war die Auguste, ihre Freundin, bei Bankiers. Die Guste war schon lange fertig, die war Hausmädchen

und hatte mit dem Abwaschen nichts zu thun; die hatte es bequemer als eine, die ‚für alles‘ dient.

„Ich komme,“ schrie Grete und stülpte den Vergißmeinnichtbekränzten auf. Das helle Stoffpelerinchen über'm Arm, sich die Glacés auf die dicken Finger zwängend, eilte sie die Hintertreppe hinunter. Den Hausschlüssel fühlte sie in der Tasche, er schlug ihr bei jedem Tritt gegen die Lende; sie war freudig erregt. Der Nachmittag lag verheißungsvoll vor ihr — und dann der Abend! Bis zwölf durfte sie ausbleiben. ‚Genießen Sie das schöne Wetter auch mal,‘ hatte die Geheimrätin gesagt.

Seit drei Monaten ging die Grete mit ihm; er war ihr Erster, wenn sie auch schon stark in die Zwanzig zählte. Und hübsch war er und jung und bei Kuleke im Materialwaarengeschäft, und ihr Bräutigam war er! Sie wollten sich heiraten.

Grete fühlte ihr Herz vor Freuden hüpfen; die untersten zwei Stufen jedes Treppenabsatzes sprang sie mit einem Satz herunter, es polterte ordentlich. „Nanu?“ sagt einer im ersten Stock, streckte den Kopf zur Küchenthür heraus und schimpfte dann: „So'n Radau!“

Es war ihr ganz gleichgültig, sie hopste weiter; und nun war sie auf dem Hof, zur Hinterthür heraus

— da stand er! Sehr schneidig, sehr elegant, das Hütchen schief auf dem Kopf, Stöckchen unter'm Arm, einen großen Siegelring auf dem Zeigefinger. Er war nicht allein, Auguste von Bankiers stand schon bei ihm. Das arme Ding hatte nie jemanden, mit dem sie ausgehen konnte, da hatte Grete sie für heute aufgefordert, mitzukommen; es that ihr ohnehin gut, einem dritten ihr Glück zeigen zu können.

„Na, Fräulein," sagte Karl zu seiner Braut und reichte ihr die Hand, „wie steht das Befinden?" Vor den Leuten nannten sie sich noch ‚Sie'.

Grete errötete über und über, das blanke Rot ihrer Backen und Stirn wurde noch um eine Schattierung kräftiger. Sie lächelte ihn liebevoll und verschämt an.

Dann gingen sie, er mit dem Stöckchen wippend, sie, ihr langes Kleid neben ihm herschleifend.

Auguste schlenderte hinterdrein mit etwas müdem, verdrossenen Gesicht. Sie hatte sich das Ausgehen anders gedacht; den Elefanten zu spielen, paßte ihr nicht. Sie schlenkerte mit den Armen und wiegte den hochgeschossenen Oberkörper lässig. Auf ihrem schwarzen Tellerhütchen nickten Mohnblumen, hinten quoll ein ganzer Tuff vor und vermischte sein sattes warmes Rot mit dem glänzend braunen Gekräusel der Haare.

„Sag mal, warum hast du die denn mitjebracht?“ fragte Karl heimlich seine Braut. „Da kann man ja jar nischt reden!“

„Laß man,“ flüsterte Grete begütigend, „die hat ja keene Menschenseele hier, is fremd zujezogen — un denn is se man erst siebzehn!“ Sie zuckte mitleidig die Achseln.

„Siebzehn? Was de nich sagst!“ Karl drehte den Kopf halb und betrachtete die Hinterherschreitende. Sie schien seinen Blick nicht zu bemerken, ging lässig, die Augen niedergeschlagen. Aber er sah, wie die Vorübergehenden nach ihr guckten. Ein hübsches Mädchen, blaß, sehr blaß, aber sehr hübsch! Sie war gewiß bleichsüchtig; ihre Backen waren wie aus Wachs gebosselt, ganz voll, ganz weich, aber ohne Rot. Der leuchtende Mohn mit seiner Purpurfarbe stand gut zu diesem matten Gelbweiß. Sie hatte was von 'ner Dame, was ganz Apartes.

„Was siehste?“ fragte Grete ihren Bräutigam und zupfte ihn am Ärmel. „Wohin jehn wer?“

„Nach — nach — Fräulen Aujuste,“ — er blieb stehen und ließ das Mädchen herankommen — „Fräulen Aujuste, was meinen Sie? Wo hätten Sie Lust hinzujehn?“

„Is mir ganz egal," gab sie zurück, ohne die Lider zu heben.

„Na, denn nach Schöneberg, Schwarzen Adleer? Oder nach Halensee? Oder was meinen Sie zu die Hasenhaide? In die ‚Neue Welt' is famose Tanzjelejenheit, Militärmusik un so was!"

„Hah —!" Auguste stieß plötzlich einen zittrigen Seufzer aus und schlug die Augen auf, in denen es begehrlich glänzte. „Tanzen —?!" Ihre Nasenflügel blähten sich, sie sah ihn starr an, und dann wiederholte sie noch einmal: „Hah —!"

„Na jut!" Er lachte. „Machen wer nach die Hasenhaide, janz mein Fall. Es geht nischt über so'n richtigen Klimbim. Na, denn man los!"

Grete hatte eigentlich keine Lust für die Hasenhaide, tanzen war nicht ihr Fall; und dann all die Menschen! Sie wäre gern Hand in Hand mit ihm durch den einsamen Wald gestrichen oder hätte neben ihm im Gras gesessen; mit einem leisen Seufzer gedachte sie jenes ersten Frühlingssonntags im Grunewald, an dem sie sich gefunden hatten und lange unter den Kiefern hin und her spaziert waren. Das Wasser schoß ihr in die Augen, wenn sie an jenen Sonntag dachte! Aber sie wurde ja gar nicht gefragt.

Die Sommersonne prallte heiß auf's Pflaster, die Blücherstraße war endlos; nun gingen sie alle drei nebeneinander, der junge Mann zwischen den Mädchen. Er sprach unaufhörlich; seine Begleiterinnen sagten nicht viel, er aber war in bester Laune.

Scharen von Ausflüglern trotteten rechts und links, vor und hinter ihnen; die reine Völkerwanderung. Ehrsame Kleinbürgersleute: der Vater im schwarzen Sonntagsrock, mit schwieligen, unbehandschuhten Händen, aus der hinteren Rocktasche guckte die Milchflasche mit dem Zulp für den Jüngsten, den die Mutter schleppte. Die anderen Kinder — aufgereiht wie Orgelpfeifen, alle kaum ein Jahr auseinander — zankten sich abwechselnd um den Stullenkorb. Köchinnen mit ihren Soldaten, Mägde noch ohne Schätze, immer zwei, drei freundschaftlich untergefaßt, und junge, cigarrenrauchende Leute, die mit Kennerblick die holde Weiblichkeit musterten.

„Donnerwetter, die Lange da is famos! Die Blasse mit den roten Mohn! Reizende Jöhre,“ hörte Karl einen der Jünglinge sagen. Wütend sah er sich um: wie konnte der Kerl sich unterstehen?! Einfach frech! Er fühlte sich förmlich beleidigt durch jene Bemerkung; was ging das Mädchen andere Leute an?! Sie war erst siebzehn Jahr!

Er guckte verstohlen nach ihr — ob sie was gehört hatte? Ihr zartes Blaß hatte sich um einen Hauch gefärbt; jetzt schielte sie nach jener Seite und lächelte. Donnerwetter!

„Fräulen Aujuste, warum lachen Sie?“ fragte er streng. Sie hatte eine ganz komische Art, den Mund zu verziehn, so etwas nach einer Seite hin, daß in der linken Wange ein Grübchen entstand. Die mattgefärbten Lippen waren nach innen zu röter, sie waren wie betaut; man sah die kleinen Zähne dahinter in krankhaft weißem Schmelz.

„Na,“ sagte er noch einmal recht laut, „unverschämte Bande! Freche Bengels — was, Fräulen Aujuste?“ Er ärgerte sich.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur wie vorhin ein paar Augenblicke starr an und lächelte. Ganz komische Augen hatte sie, von einem grellen Hellgrau in schwimmendem, bläulichem Weiß; die Wimpern waren tiefschwarz und umsäumten dicht die Lider, wie lange Fransen.

‚So was Apartes,‘ dachte Karl. Und dann sah er seine Braut an.

Der Staub wirbelte locker und lose auf, die Schuhe zeigten sich mit grauem Mehl besiebt. Tanz-

musik erklang näher und näher, Leierkastengedudel, Karoussselgequietsch. Lokale rechts, Lokale links; Buden drin, Tische, Bänke, Bierseidel, unzählige Menschen. Die Luft war dick, sie stand still, von Sonne und Staub geschwängert; die alten Kiefern, da hinten in der Haide, sandten keinen erquickenden Waldhauch herüber.

In der ‚Neuen Welt‘ war am meisten los; mit Mühe bekamen die drei Platz. Es war spät, die Tische längst besetzt, drinnen im großen Tanzsaal wirbelten schon die Paare.

„Nanu, wollen wer mal?“ fragte Karl seine Grete.

„Ne,“ sagte sie kurz.

So blieben sie im Garten sitzen. Der junge Mann hatte Bier bestellt, und Grete zog unter'm Cape eine Düte Kuchen vor, sie hatte ihn von zu Hause geschickt bekommen.

„Da, probier man, Karl,“ drängte sie, „er is von Muttern!“

Der Kuchen war altbacken und zerfiel in lauter Brösel, Grete jedoch aß mit rührendem Appetit, mit einem schier andächtigen Heimatsgefühl; der Bräutigam empfand beides nicht, er spülte ein paar Bissen mit Bier herunter, und die blasse Guste naschte nur an ihrem Teil herum.

Ein mageres Kind kam an den Tisch und bot Blumen feil. Karl kaufte galant zwei Zehnpfennigsträußchen und ließ die Damen wählen. Grete suchte sich das handfesteste Bouquet aus, Guste griff nach ein paar Stengeln Mohn, die flattrig hingen.

„Meine Lieblingsblumen,“ sagte sie kokett und steckte die roten Blüten vorn in ihre helle, zierliche Taille.

„Das sieht reizend aus, Fräulein!“ Karl streifte mit bewunderndem Blick die helle Taille. „Was Sie for'n Jeschmack haben!“

Nach und nach leerte sich der Garten, nur Mütter mit kleinen Kindern waren noch da; alles übrige drinnen im Tanzsaal oder zuschauend vor den Fenstern. Selbst die Familienväter waren ausgekniffen.

Es wurde stiller um die drei. Die Luft war weniger heiß und fächelte angenehm die Stirnen, schon wehte hie und da ein frühgelbes Blatt vom Baum und senkte sich in die geleerten Bierseidel. In den dichten Büschen hinter dem Tisch raschelte es, ein Vogel fing an zu singen, eigentlich nur zu piepen, aber Grete lauschte entzückt. Sie war ein Kind vom Lande, und in allem Großstadtgewühl hatte sie den bäurischen Instinkt für die Natur nicht verloren. Mit schwimmenden

Äuglein starrte sie in die Ferne und drückte dabei die Hand des Bräutigams, sie fest in der ihren haltend.

Auch Karl starrte geradeaus, aber nicht traumverloren wie seine Liebste; er sah über den Tisch unverwandt die blasse Auguste an.

Die hatte mit dem Stuhl gekippt und gelangweilt mit den merkwürdig schlanken Fingern auf den Tisch getrommelt. Sie hielt die langbefransten Lider beharrlich gesenkt, und doch fühlte der junge Mann den magnetischen Blick ihrer Augen. Das rote Mohnsträußchen schimmerte auf der hellen zierlichen Taille, der junge Busen hob und senkte sich unter zittrigen Atemzügen. Jetzt spitzte sie die Ohren· der Wind trug die Klänge aus dem Tanzsaal greifbar deutlich herüber.

„La la — la la la!“ Sie summte.

Karl pfiff zwischen den Zähnen mit, und rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her.

Plötzlich stand Auguste auf; langsam, aber wie unwiderstehlich gezogen, entfernte sie sich, der Kies knirschte kaum unter ihrem leichten Tritt. Man sah die hochgeschossene Gestalt am Fenster des Tanzsaals stehn, durch die Büsche schimmerte noch ihr helles Kleid — jetzt war sie verschwunden.

„Liebste mir?“ hauchte Grete, nahm sorgfältig den Vergißmeinnichtbekränzten ab und ließ dann den glattgekämmten Kopf an die Schulter des Bräutigams sinken. „Liebste mir wirklich?“ Sie suchte seinen Blick und tätschelte zärtlich seine Hand. „Ach, Karl, wenn mer Hochzeit machen, das wird mal scheene! Wenn denkste denn? Zweihundert Thaler hab' ich uf die Sparkasse, un von Muttern krieg' ich Betten un en Schwein — wenn meinste, Karl?“

„Ja, ja,“ sagte er zerstreut. Er dachte augenblicklich darüber nach, mit wem die Auguste wohl tanzte? Vom Fenster war sie weg, er konnte sie nicht mehr sehen, so sehr er den Hals auch reckte; drinnen war sie, sie tanzte — vielleicht mit dem frechen Bengel von vorhin?! Ihre blassen Backen wurden zartrot, sie zog den Mund, daß das Grübchen entstand — der Bursche tuschelte ihr verliebt in die Ohren — —

„A!“ Er fuhr auf, daß Gretes Kopf unsanft abgeschüttelt wurde.

„Was haste?“ fragte sie besorgt. „Was sagste, Karl?“

„Nischt,“ brummte er, und dann stand er auf. „Ich muß mal 'reinjehn, bleib' du man hier, ich bin jleich wieder da. Wenn de ihr ufjefordert hast, muß

man sich doch ooch en bißchen kümmern — sie is man erst siebzehn — das jeht nu mal nich anders, das erfordert der Pli. Warte man ruhig, ich komme jleich retour!“

Ohne ein Wort abzuwarten, ging er mit eiligem Schritt; die Spatzen, die um die Tische nach Brosamen suchten, flogen aufgescheucht davon. Sein Rockschoß schwenkte, seine Stiefel knarrten, nun flatterte der letzte Zipfel um den Busch, fort war er.

Grete blieb allein. Der piepende Vogel war verstummt, er flog zu Neste. Es kam ihr in den Sinn, daß es doch eigentlich ein schlechtes Sonntagsvergnügen sei, hier einsam zu sitzen und auf die andren zu lauern. Gute Luft war hier im Garten auch nicht, Bierneigendunst und Tabaksqualm zogen mit dem Wind. Da war's doch ein andres Ding, daheim über die Felder zu gehen und mit der Hand am Ährenfeld entlang zu streifen; das kitzelte so hübsch, und man hatte das Gefühl all des reichen Gottessegens. Grete entsann sich ganz wohl ihrer Kinder- und ersten Jugendzeit. Da hatten sie Sonntags im Korn gesessen und sich was Lustiges erzählt; da war man versteckt vor aller Welt, und es roch köstlich mehlig und nahrhaft, man kriegte davon solchen Hunger, daß man aufstand und nach

Haus lief. Auf dem Hof duftete der Dung und im Flur das frische Sonntagsbrod; da wußte man doch, was man roch.

Ein großes Heimweh überkam Grete und zugleich ein großer Hunger. Sie aß den Rest Kuchen — auch den, den Karl und Auguste übrig gelassen — und tupfte mit dem Zeigefinger das letzte Bröselchen auf. Dann nahm sie das Stöckchen, das Karl zurückgelassen, umklammerte es mit beiden Händen und stützte das Kinn auf den schönen goldnen Knopf. Es war doch was von ihm! Zärtlich tastete ihre Hand über den Stock — wo der Karl nur blieb?! Und die Guste?!

Ein paar junge erhitzte Leute, wohl einen kühlen Platz suchend, kamen vorbei: „Na, so einsam, Fräulein?"

Der eine lachte. „Wohl auf Wachtposten, Fräulein? Der Schatz untreu jeworden? Na, trösten Se sich man, es jiebt noch andre!"

Sie lachte mit, aber das Lachen kam ihr nicht von Herzen; es war gezwungen. Die beiden machten nicht Miene, sich zu ihr zu setzen; das fühlte sie wie eine Zurücksetzung. Sie empfand zum ersten Mal, daß sie nicht hübsch war.

Mit einem bittren Gefühl strich sie ihr prächtiges

Kleid glatt und setzte den Hut auf. ‚Bleib' man ruhig, bis ich wiederkomme,' hatte er gesagt. Na, lange genug hatte sie gewartet, sehr lange, er kam noch immer nicht; nun wollte sie ihn suchen. Resolut ging sie dem Tanzsaal zu.

Drinnen ein ungeheures Gewoge. Eine Hitze sondergleichen; schon vom Zusehn brach einem der Schweiß aus. Ihr wurde schwindlig von dem Drehn und Hüpfen; sie drängte und puffte sich durch und strengte die Augen an, daß sie schmerzten. Uniformen und Civilsonntagsröcke, höchster Putz, weiß, blau, rosa. Die Uniformen hatten die feinsten Damen, die waren geradezu im Ballstaat; die galanten Tänzer legten sorgsam ihre Taschentücher unter, an der Taille, auf die Schulter, damit die Toilette vom Anfassen nicht litt.

So fein! Grete hielt den Mund offen vor Bewunderung, aber dann verzog sie ihn enttäuscht — Karl war nicht hier und die Guste auch nicht! Da war kein Eckchen, das sie nicht durchsucht hätte. Fort, beide fort!

Tief niedergeschlagen verließ sie den Saal.

Am Ausgang sah der Billeteur sie verwundert an: „Na, Jungfer, schon wieder so fix 'raus? Wohl nich amesiert?"

Sie schüttelte den Kopf und fragte ängstlich:

„Haben Se keenen Herrn jesehn, jroß, mit 'nen dunklen Schnäuzerchen? Un so hübsch!"

Der Mann besann sich. „Ne, so'ne sind zu ville!"

„Oder en junges Mächen mit en helles Kleid, rote Mohnblumen uf 'en schwarzen Hut? Blaß is se man!"

„Ja, die war ebent noch hier," sagte der Mann bestimmt. „En hellet Kleid un Mohnblumen — ja, ja! Se lachte mir noch an. Vor 'ne kleene Viertelstunde is se abjejangen mit 'n Herrn — aber blaß war se nich sehr! Man noch sehr jung! Un er hatte se an 'n Arm, un en Siejelring hat' er uf 'n Zeijefinger!"

Das waren sie! Es durchfuhr Gretes Herz wie ein Stich. „Ach, können Se mich nich sagen, wo die hinjejangen sind?"

„Nanu?" Der Mann schob die Brauen in die Höh und fixierte sie scharf. „Weenen Se man nich! Det kommt öfters vor. Da in de Haide sind se 'rin" — er wies auf ein Seitenpförtchen, das den Kiefern gegenüber lag — „machen Se man fix nach, un wenn Se se attrapieren —"

Grete hörte nicht mehr. Durch ihren Kopf summte es nur: ‚Wo sind die hin? Sie haben dich sitzen lassen — nach, nach!' Sie rannte zurück zum Tisch

und holte seinen Stock; das fiel ihr doch noch ein, den durfte sie nicht zurücklassen, der war ihr wie ein Pfand von ihm. Dann stürzte sie durch das Pförtchen in's Freie. Nach, Nach!

Die Haide lag sonnverbrannt. Gras, armselig wie Strandhafer, sproßte in Büscheln, und handhohe Wacholderstöckchen fristeten ihr Dasein. Ab und zu eine gelbe Immortelle. Ein paar müde Pennbrüder hatten sich im warmen Sand eingebuddelt und schliefen ihren Rausch aus. Grete machte keinen Bogen, sie stieg über die ausgestreckten Leiber weg, sie hatte es so eilig. Halbwüchsige Knaben lungerten umher und rauchten Cigarrenstummel; wenige Schritte weit saß ein verkommenes Weib am Rain und zerrte einen quietschenden Kinderwagen hin und her. Sonst kein Mensch.

Hinter den Kiefern glühte das Abendrot; Grete schritt da mitten hinein, geblendet vom Glanz des Himmels. Niemand mehr. Nur die Grillen zirpten, versteckt unter den heraussstehenden Wurzeln der alten Kiefern, und der Wind machte Harfenmusik in den breiten Ästen. Das säuselte und rauschte geheimnisvoll, und die sickernden Harzthränen an den Stämmen entsandten einen starken Duft, der den Staubgeruch des sandigen Bodens übertäubte.

Das wilde Klopfen ihres Herzens sänftigte sich allmählich; das angstvolle Umherspähn der Augen, das Keuchen des Atems ließen nach. Das Bauermädchen war in der städtischen Dienstmagd erwacht. Sie bückte sich und ließ die magre Erdkrume durch die Finger rieseln: ‚Da wächst nischt mehr, reineweg nischt! Höchstens könnt' man Buchweizen säen. Ob der wohl fortkäme?‘ dachte sie.

Und sie berechnete, was ein Feld Buchweizen, so groß wie dies Stück Haide, das ihre Augen übersahen, wohl einbringen würde. Mit dem Rechnen kam eine größere Ruhe über sie. Sie raffte sorgfältig ihr schönes Kleid zusammen und setzte sich auf einen hochstehenden Knorren. Den Stock des Geliebten klemmte sie zwischen die Kniee.

So saß sie und betrachtete nachdenklich die kleinen eiligen Käfer, die über ihre Schuhe liefen; sie hütete sich wohl, die zu zertreten, die waren so fleißig, so fleißig! Die schleppten Kiefernnadeln und Holzspänchen zum Bau und waren fidel dabei. Das Weinen kam sie an: so hatte sie auch all die Jahre gespart und sich geplagt! Zweihundert Thaler auf der Sparkasse, das will was heißen! Und nun dicht vor der Hochzeit mußte sie sich so ärgern.

„Er pussiert ihr," murmelte sie halblaut und ballte die eine Hand zur Faust.

Da fiel ihr zorniger Blick auf den Stock zwischen ihren Knieen, der letzte Strahl der sinkenden Sonne umspielte lieblich den goldenen Knopf — wie elegant konnte der Liebste den schlenkern!

„Ach ne," sagte sie halblaut, „es is recht schlecht von mich, so was von Karlen zu denken, er is doch so jut! Er liebt mir! Jotte doch, der Mann hat vielleicht nur jequatscht, sie sind jar nich hier, un Karl rennt herum un sucht mir wie 'ne Stecknadel!" Eine große Zärtlichkeit für ihren Bräutigam überkam sie, sie sah den Stock liebevoll an, als müsse sie selbst dem was abbitten, und dann erhob sie sich rasch, um zurück zu kehren.

Die alten Kiefern säuselten geheimnisvoller; hinter ihren untersten Ästen glomm noch eine Garbe feurigen Rots, dann erlosch auch die. Grau lag plötzlich die Haide; wie ein milder Schleier, verschönend und versöhnend, spann sich Dämmerung über die Öde. Ein starkes Wehen kündete den bald sinkenden Abend. Am Himmel blinkten mit Zauberschlag matte Sterne auf, die Mondsichel schwamm blaß im Gewölk.

Das einsame Mädchen schauerte und faltete die

Hände wie in der Kirche. Es war so schön hier! Beinah so schön wie daheim, wenn die Sonntagabendglocken läuteten und die Ähren rauschten.

Und rief da nicht auch eine Wachtel? Horch! Da mußte Acker in der Nähe sein, vielleicht gar ein Kornfeld! Ach, nur einmal eins wieder sehn, hier in der Nähe der großen Stadt!

Der Bräutigam war für Augenblicke vergessen. Grete schwenkte rechts ab durch die Kiefern und wand sich durch Gestrüpp, neugierig den Hals reckend.

Richtig, da lag ein Feld! Freilich nicht üppig und kerzengerade wie eine Mauer, von saftigem Mohn und Kornblumen bunt durchwebt; nur hochgeschossene, dünne Halme wiegten sich im Wind und hungrige Disteln wucherten am Rand. Aber sie eilte doch darauf zu voller Entzücken.

Ein schmaler Fußsteig führte entlang — hier waren schon Leute gegangen — und — halt! Grete bückte sich hastig, Mohnblumenblätter lagen verstreut — eins, zwei, drei, vier — und hier ein ganzes Sträußchen flattriger halbabgefallener Blüten! Achtlos verloren. Sie hob es auf. Und hier noch mehr Blätter, selbst im Dämmerschein leuchtete ihr feuriges Rot. — — —

Vor Gretes Augen flimmerte es, sie umklammerte

ihren Stock, als müsse sie sich dran halten. Ach, es war nur das Blut, das ihr jäh vom Herzen zu Kopf schoß; das machte, daß sie alles rot sah, alles rot.

Roter Mohn auf dem Steig, auf den Fußtritten, die seitlings verstohlen hinein in's Korn führten.

Roter Mohn weiter drinnen im Versteck der Ähren — roter Mohn, grell nickend auf schwarzem Hütchen — — — — — — — — — — — — — —

Und jetzt ein leises Geflüster, Kichern, Kosen — — —

* * *

Als Grete zu Hause in der engen Kammer vor'm stockfleckigen Spiegel ihren Sonntagsputz ablegte, starrte sie wild in's Glas.

„O die Kerle," sagte sie ingrimmig und drohte mit der Faust. „Wartet man — ne, nu nie wieder!"

Aber dann stemmte sie die nackten Arme auf's Bettkissen, versteckte das Gesicht in den Händen und weinte laut.

Der Klingeljunge

Der Hof war eng, düster. Kaum ein Stück Himmel sah herein, und auch das angegraut vom Rauch der Schornsteine. Das Pflaster unten war stets feucht; die spitzen Steine schwitzten eine klebrige, modrige Nässe aus, nie wurden sie von der Sonne getrocknet. Die glitt nur im Sommer um die Mittagszeit bis zur Hälfte der dunklen Mauer des einen turmhohen Seitenflügels. Drinnen in der Kellerwohnung war es immer halb Nacht. Tappte man die fünf naßkalten Stufen herunter, so stieß man die Nase an die schmale Eingangsthür; strengte man die Augen recht an, konnte man auf einem angenagelten Stückchen Pappe lesen:

Stibike, Schuhmachermeister.

Es war später Mittag. Die kleinen Leute auf dem Hof hatten alle gegessen, sämtliche Fenster der beiden Seitenflügel standen offen; man hörte Tellergeklapper und Kindergequarr, Gerüche von Kohlrüben, Knoblauchwurst und gebratener Zwiebel wehten aus und ein.

Jetzt stimmte eine schrille Weiberstimme in den höchsten Tönen irgend einen abgelebten Gassenhauer an; es kam was drin vor von Sommer und Liebe und Seligkeit. Die Weiberstimme gellte, sie that sich ein ordentliches Genüge, dazwischen brüllte ein Kind auf, und Geschirr rasselte zur Erde.

„Nanu, Sie olle Zeterliese, halten Se man jefälligst de Schnauze! Wenn jeder hier nu so jröhlen wollte — is det en verfluchter Radau!“ Eine grobe Stimme schrie über den Hof, und ein Fenster wurde krachend zugeworfen; der Gesang verstummte.

Nun war alles still. Bis zur Hälfte der hohen Seitenwand fingerten Sonnenstrahlen auf und nieder, reckten sich ein Stückchen weiter empor und zogen sich wieder scheu zurück. Draußen auf der Straße sollte Sommer sein, heißer sogar, Bäume sollten mit vollem grünen Laub rauschen; hier grünte kein Hälmchen. Nur eine verbrauchte, dicke Luft machte einen schwitzen, und dabei fröstelte es einen doch über den Rücken.

Die kleinen Leute auf dem Hof hielten alle einen kurzen Mittagsschlaf — eins, halb zwei, zwei ist die richtige Stunde dafür — da, halt! Ein Fenster öffnete sich noch, und jemand schleuderte etwas auf's

Pflaster. Ein Knochen war's. Da lag er, das beschattete Licht blinzelte drüber hin.

Die Hundeaugen, die dort mit glühendem Funkeln von der morschen Hundehütte aus jenem dunkelsten Winkel spähen, wurden größer und größer vor Gier. Geräuschlos, Pfote vor Pfote setzend, schlich das Tier zur Hütte heraus; der magere Leib streckte sich ganz lang, er wand sich förmlich über die Steine, der Hals zerrte sich, die Zunge lechzte — vergeblich, die Kette war zu kurz, der Knochen nicht zu erreichen! Mit einem kläglichen Winseln gab der Hund seine Anstrengungen auf.

Nun lag er platt vor der Hütte, den struppigen Kopf auf die Pfoten gedrückt, die Augen halb geschlossen und doch wachsam nach allen Seiten schielend. Die Fliegen surrten ihm um das zottige Fell, sie setzten sich auf das klebrige Naß, das ihm gleich zähen Thränen aus den Augen lief; mit dumpfem Knurren richtete er sich halb auf und schlug mit dem Schwanz die hohlen Flanken.

Der Knochen, der Knochen — wie er da mitten auf dem Pflaster lag! Die Fliegen schwirrten jetzt hinüber und setzten sich darauf. Ein wehmütiges Licht glomm in den sprechenden Hundeaugen auf; noch ein

letzter Blick, dann stieß die plumpe Schnauze an den Trinknapf — der alte Scherben leer, nicht einmal Wasser!

Mit hängender Zunge legte sich das Tier wieder nieder; noch ein Schnuppern nach rechts und links, dann schien es zu schlafen.

Da, horch! Klappen der Hofthür, schleichende Tritte auf dem Pflaster!

Mit leisem Gewinsel sprang der Hund auf, und nun umschlangen ihn schon zwei Arme, eine Kindergestalt kauerte sich neben ihn auf den Boden: „Na, Pluto, mein Hundeken!“

Es war eine überaus zärtliche Begrüßung. Der Hund machte einen täppischen Sprung und stieß den dicken Kopf gegen die schmale Brust des Knaben, leckte ihm die Hände, das Gesicht; und dieser ließ sich's gefallen mit einer müden, traurigen Freude.

„Pluto, mein Hundeken, keen Wasser? Na, warte man!“

Der Junge erhob sich von den Knieen und füllte den halbzerbrochenen irdenen Napf am Brunnen; dann, als ob er die Hundegedanken erriete, brachte er den Knochen herbei und sah ernsthaft zu, wie die starken Zähne des Tieres den zermalmten.

Mit wehmütigem Lächeln zeigte er nun die leeren Hände: „Nischt mehr, Pluto, reeneweg nischt mehr! Aber warte man, hab' man Jeduld, wenn ik Jelder habe, denn sollste dir wundern, mein Hundeken, denn spendiere ik wat! De kriegst die dicke Leberwurscht, die drüben bei'n Schlächter hängt! De kannst dir druf verlassen."

Hans Stibike hatte gut versprechen, — wo sollte er wohl das Geld herbekommen, das die dicke Leberwurscht drüben beim Schlächter kostete?! Einstweilen hatte er nichts für den Freund, als jeden Morgen und jeden Abend die Hälfte seiner Schmalzstulle, ab und zu ein paar abgenagte Knochen, und all die Liebe, die sein junges Herz empfand.

Hans Stibike war Klingeljunge in der großen Molkerei draußen im Norden.

Der Mond stand oftmals noch blaß am Himmel, wenn der Klingeljunge den elterlichen Hof verließ; seine magere, kleine Gestalt drückte sich durch die noch menschenleeren Straßen. Im Winter war es eisigkalt, trotz der dicken Fäustlinge und des Wollshawls um die Ohren; im Sommer schlich er in der glühenden Mittagshitze heim, matt wie eine Fliege. Er war im Wachstum zurück, seine zwölf Jahre sah ihm keiner an: matte

Augen, platte Nase, wachsbleiche Ohren; die niedrige Stirn zeigte schon fest eingegrabene Falten, und der Rücken hatte die Neigung, sich zu krümmen.

Wie er jetzt dem Hund einen letzten liebevollen Abschiedsklaps gab und mit schief getretenen Absätzen über's spitzige Pflaster der Kellerwohnung zuschlorrte, schien alles Licht von seiner Gestalt zurückzuweichen. Am Eingang des Seitenflügels stand er noch einmal still, zog die Mütze vom fahlblonden, verklebten Haar und warf einen stumpf gleichgültigen Blick aufwärts zu dem Stückchen Himmel; nur aus Gewohnheit, im Grunde war es ja so egal, ob es regnete oder die Sonne schien.

Langsam schlich er die Kellerstufen hinunter — da war die Thür mit dem Pappstück:

Stibike, Schuhmachermeister.

Drinnen erklang halblautes Gejohle, dann gähnte jemand unflätig. Es zog wie Angst über das Gesicht des Knaben — der Vater war zu Haus!

Zögernd stand Hans; endlich drückte er vorsichtig die Klinke nieder.

„Holla! Na, Mosjö, läßt de dir ooch mal wieder sehn? Na, Zeit is't. Wo haste de dir denn so lange 'rumjedreht, Bummelfritze — wat? Da — de kommst

mir jrade a propo — lauf man, hier haste de Pulle, un hole bei Kuleken für drei Sechser Kümmel! Jeld — was, Jeld?! Nanu, mach' nich so en schafsdämliches Jesichte, Bengel! Sag: morjen de Berappungsarie. Na, dali, dali!"

„Vater, er jiebt et nich ohne Bezahlung, jestern hat er mich de Flasche beinah an 'n Kopp jeschmissen. Ik trau mir nich," sagte der Knabe kläglich.

„Schweinebande!" Der große Mann, der auf dem Sofa lag, die starken Beine über die Seitenlehne hängend, das Hemd auf der haarigen Brust geöffnet, erhob sich halb und spuckte auf die Diele: „Schweinebande! 'nen ehrlichen Mann en Kümmel vorzuenthalten, bloß weil — nanu, verdammter Bengel, wat stehste noch un stierst mir an? Soll ick der Beene machen? Marsch, en Kümmel jeholt — eins, zwei, drei!"

„Stibike!" Vom Herd in der Ecke kam die Mutter näher, ein Kind an der Brust, das andere, kaum ein Jahr ältere, am Rock; sie stellte sich zwischen ihren Mann und den Knaben. „Laß ihm man, Stibike," begütigte sie. „Laß ihm man erst en Bissen essen, denn kriegt er wieder mehr Kourasche! Nich wahr, Hanseken, denn holste doch Vatern 'nen Kümmel?"

Der Knabe senkte den Kopf auf die Brust. „Ik trau mir nich, er haut mir," murmelte er. „Un wenn Vater besoffen is, haut er mir ooch. Ik jehe nich nach 'n Kümmel, ik will nich jehn!"

„Pst, stille um Jotteswillen!" Die Mutter legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund und flüsterte: „Wenn Vater dir hört! Sei 'n juter Sohn, jeh nacher schonst, sonst jiebt et Mordskrach. Vater haut mir un haut dir!"

„Un so haut er mir alleene, meenste? Ne, Mutter, du kriegst ooch dein Teil!" Der Junge sah ihr altklug in's Gesicht. „Entweder er knutscht dir erst ab, un denn haut er dir, oder er haut dir erst, un denn knutscht er dir ab. Det is immer so!"

Die Mutter seufzte, ein Zittern überflog ihren welken Körper und ein fahles Rot ihre abgehärmten Backen.

Der Mann auf dem Sofa schlug derb mit der Faust auf den Tisch: „Nanu, wird't bald? Wat jiebt et da zu tuscheln? Maul jehalten — Pulle her — Kümmel jeholt! Kannst nachher futtern, du Freßsack! Vorwärts, marsch!" Er setzte einen der mächtigen Füße zur Erde und stampfte kräftig auf: „Los!" Er machte Miene aufzustehen.

Da griff der Junge nach der Flasche und drückte sich schleunigst zur Thür hinaus; das dröhnende Lachen des Vaters schallte hinter ihm drein.

* * *

Unter den Klingeljungen war große Aufregung; einer von ihnen hatte gestohlen, wie ein Lauffeuer hatte sich's verbreitet.

Da ging er! Im blauen Kittel, die grünumrandete Mütze tief in's Gesicht gedrückt, schlich er eben aus der Bureauthür. Sie hatten ihn drinnen vorgehabt!

In Gruppen standen die anderen Knaben und schauten ihm nach. Wer hätte das gedacht, der Hans Stibike, der nicht drei zählen konnte! Der sich nie zankte und davonschlich, sobald sich zwei prügelten! Fünfzig Pfennig hatte der gestohlen! Und so einfältig hatte er's angefangen; der Kutscher, dem er das Geld, das er beim Abliefern der Milch in der Küche erhalten, einhändigte, hatte es gleich gemerkt. Na, so dumm! —

Es war so, Hans Stibike war der Dieb. Geleugnet hatte er auch gar nicht. Bleich, mit tiefgesenktem Kopfe hatte er die Ohrfeigen des Kutschers über sich ergehen lassen, und als dieser ihn beim Inspektor anzeigte, stand er wieder da, blaß bis in die Lippen,

mit niedergeschlagenen Augen. Man hatte ihm die Kleider visitiert.

„Wo hast du die fünfzig Pfennig?"

Keine Antwort.

„Junge, wozu hast du denn die fünfzig Pfennig genommen? Hattest du Hunger, oder hast du sie vernascht?"

Wieder keine Antwort.

„Stibike, Antwort! Wo hast du die fünfzig Pfennig?" Die kräftige Hand des Vorgesetzten legte sich schwer auf seine Schulter. „Weißt du nicht, daß Stehlen 'ne Sünde ist? Und du hast gestohlen! Pfui, schäme dich!" Der Inspektor schob die Brille hinauf zur Stirn und sah unter den buschigen Augenbrauen den Sünder scharf an. „Weißt du, daß ich dich eigentlich wegjagen sollte, auf der Stelle? Diebe können wir hier nicht gebrauchen. Was — was sagst du?"

Ein Zittern überlief die magern Glieder des Knaben, er hob flehend die Hände und brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „Jagen Se mir nich fort, Herr Inspekter! O Herr Inspekter!" Die Zähne schlugen ihm aufeinander, während Thränen stromweis über seine Backen liefen. „Herr Inspekter, jagen Se mir nich fort, er haut mir tot — er — er — Herr Inspekter,

ich thu's nie mehr wieder, nie mehr wieder — jagen Se mir nur nich — Herr — Herr In — spek — ter!"

„Wozu hast du das Geld genommen?"

Hans stand wieder unbeweglich, mit eingeknickten Knieen, die Lippen aufeinandergepreßt.

„Ein ganz verstockter Bengel," sagte der Inspektor zu einem der Umstehenden und zuckte die Achseln — und dann in barschem Ton: „Stibike, du kannst jetzt nach Hause gehen, dein Vater soll heut nachmittag mal herkommen, ich will mit ihm sprechen. So laß doch das Heulen! Ja, das hilft nu mal nichts! Voran, mach', daß du nach Haus kommst!"

Wie ein Schatten schlich der Knabe durch die Straßen. Die Sonne schien heiß und prallte auf den Asphalt, aber er merkte es nicht, ein eisiges Frösteln lief ihm über den Rücken. Je näher er der elterlichen Wohnung kam, desto langsamer wurde sein Schritt. Zuletzt kroch er fast. An jedem Schaufenster blieb er stehn. Nun lehnte er sich schwer gegen die Messingstange des Schlächterladens.

Hier, hier war's gewesen! Gestern! — — — —

Wie heute, hatte er hier gelehnt und mit gierigen Augen die Leberwurst betrachtet, die im Fettdarm dort im Schaufenster baumelte. Nicht für sich wollte er

die haben, obgleich ihm das Wasser im Munde zusammen lief, nein, für Pluto, der, geplagt von Fliegen und Ungeziefer, im Hofwinkel lag, die Zunge lang heraushängend, hungrig und durstig. Wer sollte ihn auch füttern? Sein Herr, der Lumpensammler Lehmann, dessen Karren er tagaus tagein durch die Straßen zog, war ein geiziger Mann, der sich selbst kaum was gönnte, geschweige denn seinem Hund. Und Hans Stibike hatte nicht viel, sein schmales Frühstücksbrot war ein einziger Happen für Plutos großes Maul.

Da war Herr Lehmann mit seinem Karren die Straße entlanggekommen. Vollgepackte Säcke waren hoch aufgetürmt, der Mann schlenderte hinterdrein. Der Hund konnte nicht weiter — die Straße stieg hier etwas — er hielt an, blieb stehen.

„Wirste jehn, faule Kröte!“

Das Tier zog an, zerrte die magern Lenden zum Reißen, seine Hinterbeine stemmten sich — vergebens, die Karre rückte nicht.

„Willste ziehen, olles Biest!“ Der Herr gab dem Hunde einen Tritt in die Seite und stieß einen Fluch aus.

Pluto zuckte, er raffte alle Kräfte zusammen, er zog an, sein Hinterteil schleifte fast über die Erde —

jetzt, die Karre rollte ein paar Schritt und jetzt — jetzt stand sie wieder. Keuchend, mit zitternden Flanken legte sich das Tier nieder.

„Vermaledeites —!“ Schäumend vor Wut hob der Mann den Stiefelabsatz, rechts, links stieß er gegen den Kopf des Tieres, ein leises Wehgeheul durchzitterte die Luft — da — ein Schrei antwortete.

Hans Stibike war blitzgeschwind vom Schaufenster aufgesprungen und hatte sich zwischen Herrn und Hund gedrängt, seine schwachen Hände hatten den Rock des Mannes gepackt: „Nich treten, Herr Lehmann! Jotte doch, Herr Lehmann, thun Se Pluton nischt!“

Die Hand des Lumpensammlers war dem Jungen derb um die Ohren geflogen: „Dummer Bengel, kümmre dir um deine Sachen!“ Noch ein Tritt, der Hund erhob sich schwankend, er zog an, langsam, langsam wankte der Karren von dannen.

Mit brennenden Augen, in der Brust einen stechenden Schmerz, hatte der Knabe nachgestarrt, und dann war er zum Fenster des Schlächterladens zurückgeschlichen und hatte unverwandt die Wurst betrachtet. Sie tanzte vor seinen Augen, sie winkte, sie nickte, sie schaukelte hin und her. Wenn Pluto, der arme Pluto, die Wurst hätte! — — — — — — — — — — —

Und heute hatte Hans Stibike gestohlen. Die andern Jungen wiesen mit Fingern auf ihn, die Spatzen von den Dächern pfiffen's: ‚Dieb, Dieb!' Der Inspektor würde es dem Vater sagen! Aber doch glomm ein triumphierendes Licht in den verweinten Augen des Knaben auf. Er sah sich scheu um, und dann fuhr er in den Mund und holte unter der Zunge ein Fünfzigpfennigstück hervor. Krampfhaft preßte er's in der Hand, dann huschte er in den Laden und kam nach wenig Augenblicken wieder heraus, ein Packetchen vorn im Kittel. Wie gejagt stürmte er fort.

Nun war er im Hof; mittäglich still, eng und düster war der, wie immer, dem Knaben schien er erhellt. Sein bleiches Gesicht glühte vor Aufregung, sein Herz klopfte, eine nie gefühlte Seligkeit ließ ihn alles vergessen, was seiner harrte: Schimpfworte, Drohungen, Schläge. Mit unterdrücktem Lachen warf er sich im Winkel des Hofes auf die Kniee und drückte den zottigen Kopf des Freundes an seine heftig atmende Brust.

„Pluto, mein Hundeken, ik habe wat vor dir!" Die Thränen schossen ihm in die Augen, als er die Beulen am Kopf und die Striemen in dem zergerbten Fell fühlte. „Hat er dir jehaun, Pluto? Der —! Weene man nich, mein Hundeken, weene man nich!

Hier haste de Wurscht! Pluto, freu' dir, de Leberwurscht!"

Der Hund schnoberte, seine Augen funkelten, er riß den Rachen auf, und freudestrahlend schob Hans ein Stück Wurst nach dem andren hinein. Die Bissen wurden kleiner und kleiner, noch immer schnoberte das Tier verlangend.

„Alle. Nu is se alle, Pluto! Es jab ja man nur 'ne halbe for fufzig! Nu haste ihr intus. Nu kann er mir hauen."

Und gehauen wurde Hans Stibike, als der Vater vom Inspektor nach Hause kam — unbarmherzig, grausam.

„Verfluchter Bengel, Dieb!" Der Vater schmiß ihn zur Erde; der Arm war ihm vom Schlagen lahm geworden, nun trat er mit Füßen auf dem Kind herum, das sich, zusammengekrümmt, über die Diele wälzte. „Wo haste det Jeld, wo sind die fufzig? Junge, ik haue dir dot!"

„Stibike, um Jottes Willen, Stibike!" Zeternd hielt die Mutter dem Wütenden den Arm fest: „Du thust ihm 'nen Schaden, du machst ihm zum Krüppel, un wat denn? Stibike, Mann, um Jottes Willen!" Sie heulte laut auf, und die kleinen Kinder stimmten mit ein.

„Ruhe, halt's Maul! Jebt mir meinen ehrlichen Namen wieder! Meinen ehrlichen Namen! Habe ick dir darum den Willen jethan un den Bengel mit ufjenommen, als ick dir heiratete? Du Rumtreiber'n, du liederliches Mensch! Was jeht mir der Bengel an? Ick haue ihm dot, mausedot!"

„Stibike!"

„Ruhe!"

Ein Puff, ein Aufkreischen, das Weib flog zur Seite. Die Schürze vor'm Gesicht verkroch, sie sich in den äußersten Winkel; da hockte sie und hielt sich die Ohren zu, sie konnte das Wimmern ihres Kindes nicht hören.

Endlich ließ der Wütende ab, erschöpft warf er sich auf's Sofa. „Meinen ehrlichen Namen — so en Hallunke — un so dumm! Weeß nischt zu sagen! Aber der Inspekter estimierte mir jleich. ‚Stibike' sagte er, ‚ich sehe, Sie sind en ordentlicher Mann' sagte er. ‚Ihnen zu Liebe', sagte er, ‚wer' ich's nochmal mit dem Jungen versuchen, kommt aber das jeringste vor, denn' — Bengel, ik sage dir, läßte dir noch eenmal ertappen, haue ik dir zu Mus! So was muß mir passieren — mir — Jottlieb Stibiken?! Mei — mein janzes Leben lang habe ik mir anständig jeführt — da is

nischt zu sagen — man schind't un plagt sich — un so 'n Bengel — durch und durch — 'n Ehrenmann!"

Das letzte sprach Herr Stibike nur noch undeutlich; er hatte sich zu dem Gang in die Molkerei gestärkt und auf dem Nachhauseweg wieder. Er schlief bald ein.

Die Sterne standen am Himmel; einer von ihnen blinkte gerade über den Hof, als Hans Stibike die Kellertreppe herauf schlich. Er konnte nicht gehn, die Glieder schmerzten ihn unsäglich; er kroch die Stufen aufwärts. Er tastete sich über den Hof; im Winkel beim Hund sank er weinend nieder. Leise knurrend leckte ihn Pluto und streckte sich dann auf seine Füße.

So lagen sie beide — wund, müde, zerschlagen — und über ihnen stand ein goldener Stern. Sie sahen ihn nicht.

* *
*

„Männeken, wo haste den Jroschen? Du hast doch nich etwa wieder lange Finger jemacht?" Der Kutscher rüttelte ihn.

„Ik habe ihm nich, Se können mir jlooben, ik habe ihm nich jenommen, wahrhaftig nich! Jott, o Jott!" Jammernd zeigte Hans Stibike die leeren Hände.

Sie standen neben dem Milchwagen auf der Straße,

ein kühler Herbstwind fegte bunte Blätter von den Bäumen, ihnen vor die Füße.

Der Knabe zitterte und bebte im rauhen Hauch, selbst wie ein welkes Blatt. „Ik habe ihm nich, o lieber Herr Schulze, zeijen Se mir nich an! Ik habe ihm nich, ik habe ihm nich, ik habe ihm nich!“ Sinnlos wiederholte der Junge immer dieselben Worte.

„Det kann jeder behaupten,“ sagte der Kutscher phlegmatisch. „Komm man nach 'n Hof, det wird jemeld't!“ Und er packte den Jungen am Kragen.

Wo war der Groschen geblieben? Vielleicht zur Erde gerollt, vielleicht nicht richtig herausgegeben. Aber er war fort, und Hans Stibike, dem, der einmal gestohlen hatte, dem glaubte man nicht.

„Du bist entlassen, und zwar sofort,“ sagte der Inspektor. „Deinem Vater werde ich Mitteilung machen.“

Schwankend, wie ein Trunkener, ging Hans durch die wohlbekannten Straßen. Sie glaubten ihm nicht, sie glaubten ihm nicht — was nun?! Eine sinnlose Angst bemächtigte sich seiner. Wieder fühlte er die Schläge, die damals im Sommer seinen schwachen Körper fast zerbrochen hatten; jetzt war es Herbst, aber die Schwielen waren kaum verharscht. Er hörte schon das Schimpfen des Vaters, er hörte das Jammern

der Mutter, er hörte das eigene Ächzen. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und rieselte an seinen Schläfen herunter. Schwindelnd schloß er die Augen — wohin, wohin?! Sollte er sich im Grunewald verkriechen zwischen Kiefern und Wacholdergestrüpp? Sie würden ihn finden. Sollte er fortrennen draußen in die Haide. hinaus vor die Stadt? Sie würden ihn finden. Sollte er sich davon machen irgendwohin in die weite Welt? Sie würden ihn auch da finden.

Mit trostlosen Augen, totenblaß kam er heim; er sagte nichts, sie erfuhren's ja noch zeitig genug.

„Biste krank, Junge?“ fragte die Mutter und fuhr ihm mit der rauhen Hand über's Haar; sie mochte ihn doch leiden, sie traute sich nur nicht, heute jedoch war der Vater nicht zu Hause. „Biste krank?“

Er nickte stumm, und dann kroch er in das schmale Bett, das er nachts mit den kleinen Geschwistern teilte, und drehte den Kopf nach der Wand. So lag er regungslos, in Schweiß gebadet, die Hände unter der Decke krampfhaft gefaltet. Er konnte nicht beten, das war er nicht gewohnt — was auch? Die Angst, die Angst war zu groß.

Am Abend kam der Vater heim, schwer betrunken. „Wo is der Junge?“ lallte er.

Hans zog zitternd die Decke über seinen Kopf und wagte keinen Atemzug.

„Er is krank,“ sagte die Mutter.

„Nanu? Morjen — morjen — der verdammte — Bengel!“ Der Vater warf sich auf's Bett; schon schnarchte er.

Morjen! Wußte er's — wußte er's nicht?!

Im Fieberfrost schüttelte sich der Körper des Knaben; mit weit aufgerissenen, glühenden Augen starrte er in's Dunkel. Er konnte nicht schlafen, eine brennende Sehnsucht war in ihm, noch größer als die Angst; eine brennende Sehnsucht, sich irgendwo anzuschmiegen, Schutz zu suchen für den müden Kopf.

Pluto —! Der Knabe lächelte plötzlich. Ja, der war gut! Zu dem wollte er gehen, wenn der Morgen graute -- zu Pluto — Pluto — — —

Seine Gedanken verwirrten sich, allerhand Bilder kamen und gingen, immer war Pluto dabei. Und dann schlief er ein, die dünnen Hände auf der Decke gefaltet, den Mund halb geöffnet. —

Es war sehr früh, als er aufwachte; er hatte sanft geschlafen. Noch schien bleicher Frühmond, kein Tageslicht. Leise stand er auf, er wusch und kämmte sich geräuschlos, aber mit mehr Sorgfalt als sonst.

Im blauen Kittel, die grünumrandete Mütze auf dem Kopf, schlich er durch die Stube an's Bett der Mutter; er guckte ein paar Augenblicke auf sie nieder, dann schlüpfte er zur Thür hinaus. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Herr Stibike schnarchte noch dröhnend, wie mitten in der Nacht, als Frau Stibike von einem gellenden Aufschrei erwachte. Das kam vom Hof!

„Stibike — Frau Stibike — Sti — bi — ke —!“

Was war denn los? Im Bett fingen die Kleinen an zu quarren. Schlaftrunken sprang die Frau auf, sie warf einen Rock über und tappte mit bloßen Füßen zum Fenster. Da pochte es auch schon an die Scheiben.

„Stibike — Frau Stibike — Sti — bi — ke —!“

„Was 's denn los?“ Die Frau bekam das Zittern, das Rufen klang so graulich.

„Kommen Se man raus — schnell, schnell — Ihr Junge — 's 'was passiert!“

„Was passiert?“ Eine schreckenvolle Neugier durchrieselte Frau Stibikes Glieder, sie schrie ihren Mann an: „Stibike!“ Der drehte sich auf die andere Seite und schnarchte weiter.

Draußen das Rufen laut und lauter; ein

Stimmengemisch, ein wirres Durcheinandersprechen und dazwischen Hundegeheul, schauerlich dumpf und anhaltend. Zitternd fährt das Weib in die Kleider.

Nun ist sie draußen, ein allgemeiner Aufschrei empfängt sie.

Im Winkel bei der Hundehütte drängen sich alle, in einem dichten Haufen stehen sie.

„Was 's denn los, was 's denn los?!"

„En Unjlück — Stibiken, Ihr Junge — Jott in 'n Himmel!"

„Hans —?!"

Man weicht zurück, die Mutter drängt sich durch, und nun gellt ihr Entsetzensschrei, daß die Hofwände widerhallen.

Das Hundeheulen antwortet.

Über der Hundehütte ragt eine rostige Klammer aus der Mauer und daran baumelt, am schwarzen Ledergurt aufgehängt, der magere Körper eines Knaben im blauen Leinenkittel; die grünumrandete Mütze ist zu Boden gefallen, die Morgenluft spielt in den fahlblonden, verklebten Haaren. Der Mund steht offen, die Augen sind gebrochen.

Wie ein Rasender schnappt der Hund nach den hängenden Beinen — er kann sie nicht erreichen. Und

dann duckt er sich nieder, hebt nur den Kopf und heult gen Himmel. Er läßt niemanden heran.

Auf der dunklen Bretterwand der Hundehütte steht leserlich in großen Kinderbuchstaben, mit Kreide geschrieben:

‚Ich habe den Iroschen nich jestohlen
seid jut zu Pluton
Hans Stibike Klingeljunge.‘

Der Sonnenbruder

Er hielt sich vorzugsweise gern im Freien auf, vom Morgen bis Mittag, vom Mittag bis Abend, und noch länger. Auf dem Schmuckplatz vor'm Landsbergerthor, besonders in den Anlagen des Friedrichshain, war seine Heimat. Da saß er auf irgend einer Bank.

Die Sonne meinte es gut mit ihm. Sie wärmte ihm den Rücken und schien ihm, wenn er gähnte, bis in den Magen. Behaglich streckte er die Beine weit von sich in den Sand; die Hände vergrub er in den Hosentaschen, die Mütze hatte er tief über die Augen gerückt. Man hätte ihn für eine Figur aus dem Panoptikum halten können, so unbeweglich saß er. Er lauschte dem Gesang der Vögel, die am großen Froschteich in den Büschen jubilierten.

Gelangweilte Kindermägde, den quietschenden Sportwagen vor sich herschiebend, hellgekleidete Buben und Mädchen, mit Eimer und Schüppe vom Spielplatz kommend, eilten an ihm vorbei. Schwitzende Pfennig-

Rentiers, die gern ihre Zeitung im Freien lesen, geschwätzige Zimmervermieterinnen mit schlotternden Busen und Butterstullen, magere Jungfrauen mit verputzten Bandschnippelchen und feuchtschnauzigen Hündchen, alle mieden sie die grüngestrichene Bank, wo er saß. Höchstens ein Liebespaar, das im Drange seiner Gefühle nicht wußte wohin, ließ sich beim Dämmerschein des sinkenden Abends, des regungslosen Zuschauers nicht achtend, bei ihm nieder; aber da floh er indigniert und suchte dunklere Schatten.

Der Nachttau störte ihn nicht. Den fröstelnden Schauer vertrieb er sich mit einem Schluck aus der Pulle, deren Pfropfen aus der hinteren Rocktasche ragte; nie versäumte er's, sich die Flasche allabendlich in der nächsten Destille frisch füllen zu lassen.

Durch fortgesetzte Übung hatte er es dahin gebracht, im Sitzen schlafen zu können, das Liegen auf der harten Bank machte die Glieder zu steif. So brauchte er in der Frühe nur die Arme einmal über den Kopf zu recken, das Maul aufzureißen, daß die junge Sonne seinen hintersten hohlen Zahn vergoldete, und er war allert, zu neuen Thaten bereit. Die Vögel tirilierten in allen Büschen dem Morgen entgegen; mit einem gewissen Stolz empfand es der Frühaufsteher:

er war der erste Berliner, der die liebe Sonne sah. Liebkosend fingerte sie ihm um's stopplige Kinn.

Menschenleer war noch der Hain, leerer als am späten Abend; keine leidigen kosenden Liebespaare, keiner, der sich mit Selbstmordabsichten hinter den Büschen am großen Teich verlor. Auch noch kein Schutzmann vigilierte — alles rein, keine blanken Knöpfe blinkerten!

Ach ja, die Polizei, wenn die nicht wäre! Wenn's den verdammten Kerlen einfiel, eine Razzia abzuhalten, war man selbst im Hain nicht sicher. Dann hieß es: den Harmlosen gespielt, den müden Arbeiter vorgeschwindelt, der, vom Bau kommend, auf einer Bank vom Schlummer überfallen worden war.

Ede Papeczinski hatte eine instinktive Abneigung gegen alles, was Uniform hieß; wenn er nur eine von weitem sah, drückte er sich gleich um die nächste Ecke. Zwar fand er sich auch wohl ein, wenn die Wache am Kastanienwäldchen aufzog, oder die Truppen mit klingendem Spiel von der Parade auf dem Tempelhoferfeld durch die Friedrichstadt einmarschierten; aber es fiel ihm nicht ein, sich unter die Schar der entzückten Rowdies zu mischen, die kameradschaftlich, rechts und links, in gleichem Schritt und Tritt, die Truppen geleiteten. Er kam nicht des militärischen Schauspiels

wegen, nur einzig und allein um der Damen und Herren willen, die, neugierig gedrängt, auf dem Trottoir standen und so gut wie neue Taschentücher und auch Portemonnaies bei sich trugen. —

Nun suchte die Polizei schon eine ganze Weile nach dem stellenlosen Arbeiter Eduard Papeczinski. Ein Glück, daß er das bei Zeiten erfahren! Nicht, daß er was von der Polizei zu befürchten gehabt hätte, aber —

„Du, Ede," hatte sein Freund, der Schnaps-Willem, gesagt, mit dem er öfters beim Gläschen zusammen gekommen und der ihn jetzt höchst geheimnisvoll auf einer Bank des Friedrichhains aufsuchte, „du, Ede, se suchen dir! In de Penne haben se schonst zweemal nach der jefragt. De sollst ieben, sagen se, irjendwo wärtser in irjend so'n Lauseneſt, ieben wie jeder Mutter Sohn. Jriffe kloppen, mit de Beene strampeln un — puff, vorbeischießen, det et knallt."

Schnaps-Willem schnitt eine Grimasse: „Det wäre nischt vor mir, jut, det ik aus de Jahre 'raus bin! Aberst du, junges Huhn, du wirst der janz schneidig machen in de Uhneform. Haste die an'n Leibe, stellste ooch wat vor. Denn biste nobel, denn jehörste nich mehr mank de Karnallje!"

Puh — Uniform! Ede wurde von einem Grausen

geschüttelt; schon das Wort ‚Uniform‘ machte ihm Aufstoßen. Unwillkürlich drehte er den Kopf hin und her, als fühlte er bereits die lästig würgende Binde am Halse. Au, und die Kommißstiefel drückten! Er war jetzt an Laatschen gewöhnt. Voller Entsetzen gedachte er seiner Militärzeit, der ganzen Drillerei für nichts und wieder nichts, der Märsche im Laufschritt, des Putzens des Schießprügels und der vielen Knöpfe. Aber da war er wenigstens doch noch ein paar Jahr jünger gewesen, schlanker in der Taille und behender auf den Beinen. Jetzt, seit dem Frühjahr, seitdem er nicht mehr bloß wochenweise, nein, gänzlich die Arbeit eingestellt, hatte er sehr an Embonpoint zugenommen. Das Essen machte es freilich nicht — das hatte er sich fast abgewöhnt — aber die Sonne nährte ihren Mann. Auf der märkischen Heide gab's keine grüngestrichenen Bänke, auf denen man in beschaulicher Ruhe sich die Sonne in den Magen scheinen lassen konnte.

„— — Bataillon marrrsch! Ganzes Bataillon kehrt! — —“

Da hieß es, die Beine geschmissen, daß der Staub in Wolken flog. Und dann nur Wasser zu trinken — Wasser — brrr! Er schüttelte sich und stöhnte und sah sich wie hilfesuchend um.

„Mach der doch dünne," flüsterte Schnaps-Willem und grinste pfiffig. „Eh' se der ausbaldowern, dauert det noch 'ne Weile. Du wirst ooch den Kohl nich jrade fett machen. Dali! Ik weeß nich, uf wat de noch wartst!"

Recht hatte der Schnaps-Willem. Wo so viele Vaterlandsverteidiger übten, kam es wirklich auf einen weniger nicht an! Und Ede drückte dem Freund dankbar die Hand und verließ schleunigst die warm-besonnte, grüne Bank in den warm-besonnten grünen Anlagen. —

Acht Tage drückte er sich nun umher in allen möglichen dunklen Ecken; wie ein lichtscheues Tier traute er sich nur nachts heraus aus seinen Schlupfwinkeln: den düstern Kellern abgelegener Baustellen, den verlassenen Bretterbuden und Sandhöhlen der Laubenkolonie des Ostens.

Nun nährte ihn gar nichts Warmes mehr — er durfte ja nicht in der Sonne sitzen. Die Flasche allein, die ihm Schnaps-Willem jeden Abend getreulich am geheimen Rendezvousplatz zusteckte, befriedigte das Knurren seines Magens nicht. Die Sonne, die Sonne! Er sehnte sich so nach ihr.

Um Mitternacht wenigstens schlich er nach der grüngestrichnen Bank im Friedrichshain, aber die Sonne schien

ja nicht! Und zu allem Mißgeschick fand er noch so ein verdammtes Paar auf seinem Lieblingsplatz, und hinter dem Busch glaubte er plötzlich eine Uniform auftauchen zu sehen.

Da zitterte er und enteilte, floh durch die nachtstillen Straßen wie ein gejagter Hund und verkroch sich wieder weit draußen im Dunkel in einer halb eingestürzten Bretterbude.

Die Sonne des neuen Tages zog freundlich auf, aber nicht für den Flüchtling. Der lag in seinem Versteck auf dem Bauch, hatte die Ellbogen aufgestützt und stemmte den schweren Schädel zwischen die Hände.

Er versuchte zu schlafen, aber wirre Phantasien beunruhigten ihn, er träumte mit offenen Augen. Uniformen mit blinkenden Knöpfen umstellten das Feld.

— — — Bataillon marrrsch! Ganzes Bataillon kehrt! — —

Vor seinen Ohren schrillte das Pfeifen der Piccoloflöte, der Tambour schlug die Trommel: ‚trom, trom‘ — jedes ‚trom‘ fühlte er im Kopf, im Herzen. Bei jedem Trommelwirbel ging ihm ein Zittern durch Mark und Bein. Der Affe drückte, der Schießprügel rieb die Schulter wund, er wollte beide abwerfen, aber sie waren festgewachsen, sie gingen nicht herunter, so sehr er auch zerrte. Und seine Hände zitterten so.

Der Atem stockte ihm. Durst, Durst!

Der furchtbare Staub, den all die Beine aufwirbelten, erstickte ihn fast, die Kehle brannte wie Höllenfeuer, ordentlich eng wurde sie. Er tastete nach der Flasche im Sande neben sich — ha, nur ein Schluck!

Donnerwetter, schon wieder leer! Mit einem Fluch ließ er sie fallen. Er wurde ganz schwach; kaum, daß er noch Energie genug besaß, seinen schwammigen Leib halb aus dem morschen Lattenhaufen heraus zu schieben und mit blutunterlaufenen, verquollenen Augen über's Feld zu spähen.

Ach, es war ja keine Seele da! Erleichtert atmete er auf. Pah, sie würden's schon längst aufgegeben haben, ihn zu suchen! Er war dumm, daß er noch Angst hatte. Wer dachte noch an ihn?! Sonst kümmerte sich ja auch keiner um ihn, ob er lebte oder tot war, das war allen ganz schnuppe!

Warum sollte er sich nicht ruhig wieder trauen, nach der grüngestrichenen Bank zu gehen und sich in die Sonne zu setzen?

Und so saß er denn wieder auf dem Lieblingsplatz, streckte behaglich die Beine weit von sich in den Sand, vergrub die Hände in die Hosentaschen, hatte die Mütze tief über die Augen gerückt und ließ sich's warm über den

Buckel und in den Magen rieseln. Unbeweglich saß er, wie eine Figur aus dem Panoptikum; er lauschte dem Gesang der Vögel, die am großen Froschteich in den Büschen jubilierten.

Freundlich von der Sonne beschienen, fand ihn die Polizei.

* * *

Der Reservist Papeczinski war schlapp geworden.

Eine mörderische Hitze brannte auf die Haide. Die Stiefel wurden grau bis hoch zu den Schäften hinauf, bei jedem Tritt sank der Fuß tief in losen Wüstensand. Und fort ging's doch im Geschwindschritt, den Tornister auf dem Buckel, den schweren Helm auf der Stirn. Eine lähmende Müdigkeit lag in der Luft; eine Staubwolke, dicht wie ein unzerreißbares Gewebe, hüllte die Kolonne ein.

Am Himmel keine Sonne; lastend gleich einem durchglühten Bleidach drückte die Wolkendecke. Grau, grau, alles grau bis weit zu dem im Dunst verschwimmenden Kieferngestrüpp.

Die Mannschaft lechzte — wenn doch ein erlösendes Donnerwetter käme! Lieber naß bis auf die Knochen, als diese stumme, dumpfe, grausame Schwüle! Die Stirnen glühten dunkelrot, große Schweißperlen rollten

zäh über die staubbemalten Backen und gruben ihre Spuren ein als hellere Rinnen. Kein Wort war zu hören; die Blicke starr geradeaus gerichtet, die Beine mit gewaltsamer Anstrengung aus dem dürren umstrickenden Haidekraut herausreißend, stampften die Soldaten weiter.

Da hatte Papeczinski plötzlich an seine Stirn gefühlt, und sein wirrer Blick war nach einem Halt umhergerollt. Der ganze Mann fing an zu taumeln, ließ das Gewehr fallen und griff mit beiden Händen wild um sich.

Sein Nebenmann packte ihn unter den Arm.

„Unteroffizier du jour, Unteroffizier du jour!“

Da war der auch schon. Er schwitzte auch und fluchte innerlich über die Rennerei in der Hitze; aber er war so was gewohnt, martialisch stand er da.

„Was's denn los? Wieder so'n Kerl schlapp jeworden? Lazarettjehilfe! Man los, 'rin mit ihm in'n Jraben!“

Sie faßten ihn unter den Schultern und bei den Beinen und schleiften ihn in den Graben unter den halbentblätterten Busch, der keinen Schatten mehr gab. Der Erkrankte hatte die Augen glasig halb offen stehen und röchelte; der Unteroffizier und der Lazarettgehilfe

blieben bei ihm zurück, während die Kolonne weitertrottete in Staub und Schweiß.

„Besoffenes Schwein!" schimpfte der Unteroffizier und stieß den Liegenden mit der Fußspitze an.

„Schwitzt nich mal," brummte der Lazarettgehilfe, der dem Regungslosen den Rock geöffnet und die Binde gelockert hatte.

Sie legten ihm seinen Tornister unter den Kopf und machten ihm Umschläge mit dem bißchen Wasser, das sie im halbausgetrockneten Graben fanden; aber, wenn sie ihm auch den letzten Schwurr aus dem Helm ganz über den Kopf gossen, daß die trübe Lake ihm an den Ohren entlang den Hals herunter rieselte, er kam nicht zu sich. Nur als der Gehilfe ihm die Feldflasche zwischen die Lippen preßte, schien sein Leben wieder zu erwachen; gierig schluckte er, um gleich danach mit einem Stöhnen die Lippen festzusammenzukneifen — 's war nur kalter Kaffee in der Flasche.

Der Hauptmann selbst kam angesprengt, um sich nach dem Kranken umzusehen. Auf hohem Roß hielt der Vater der Kompagnie am Grabenrand, fuchtelte mit dem Säbel und beorderte dieses und jenes.

„Kannibalische Hitze — armer Teufel — machen Sie doch mal künstliche Atmung, Kittelmann! So — — —!"

Der Lazarettgehilfe vergoß Ströme von Schweiß; er hatte Rock und Tasche abgeworfen und arbeitete nun hemdärmelig an dem Patienten herum.

„Unangenehme Geschichte! Der Mann wird mir doch nicht eingehen?!“ Der Hauptmann war sehr besorgt und zögerte noch; sein ungeduldig scharrender Gaul warf dem Untenliegenden ganze Ladungen Sand in's Gesicht.

Da fing der Kranke unvermutet an zu lallen, ganz ungereimtes Zeug; der Unteroffizier und der Lazarettgehilfe, die sich geschäftig über ihn beugten, mußten an sich halten, um nicht laut zu lachen.

Reservist Papeczinski schimpfte, schimpfte ganz respektlos auf die „jemeine Schinderei“, auf den „verdammten Hauptmann,“ und: „Olle Knöppe, die niederträchtigen blanken Knöppe!“ Das klang so toll, die beiden bissen sich auf die Lippen, um nicht loszubrüllen vor Vergnügen.

„Was sagt er — was?“ fragte der Hauptmann begierig vom Pferde herab; er war eben erst zum Kompagniechef befördert und nahm seine Pflichten noch sehr ernst.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, der Kerl ist besoffen,“ meldete der Unteroffizier und stand stramm. — — —

Sie hatten sich doch geirrt; der Reservist Papeczinski war nicht betrunken gewesen — woher denn auch? Seit drei Tagen war er beim Militär, in der Augusthitze angekommen, gleich stramm in die Übung hinein; die Zeit hätte gar nicht gelangt, sich einen anzududeln, selbst wenn er das Geld gehabt hätte, was er nicht hatte.

In Berlin war's, wo er den letzten Schluck zu sich genommen; der Schnaps-Willem hatte großmütig einen Abschiedstrunk spendiert, der war so kräftig und ausgiebig gewesen, daß Ede noch drei Tage danach ein Brennen in Schlund uud Eingeweiden verspürte, als hätte er Feuer im Leibe. Und nun auf einmal hier keinen Tropfen mehr! Die Nächte lag er wach, obgleich er totmüde war, wie gebrochen an allen Gliedern, und verzweifelte vor Durst. Eine furchtbare Schlaflosigkeit quälte ihn. Nur trinken, trinken! Seine Hand tappte und faßte den Wasserkrug und stieß ihn doch wieder zurück — brrr, Wasser! Ihn ekelte vor dem faden Soff.

Und üben, immer üben — — — ‚Bataillon soll chargieren — geladen‘ — ‚präsentiert das Gewehr —‘ ‚zur Attacke Gewehr rechts!‘

Die Gedanken wirrten ihm durcheinander, wie Hammerschläge dröhnte es durch sein Gehirn. Ohne zu

verstehen, stierte er die Kameraden an, die ihn hänselten; er stierte auch den Unteroffizier an und führte mechanisch die Kommandos aus, recht und schlecht. Schnaps, Schnaps —! Ein wütendes Verlangen peinigte ihn, dazu eine Schwäche, ein plötzlicher Verfall aller Kräfte.

Nun war er im Lazarett.

Auf die Wellblechbaracke prallte die Sonne, als wollte sie durch's Dach hindurch brennen, hinab auf das Bett, wo er lag.

„Meningitis,“ konstatierte der junge Assistenzarzt, stolz im Gefühl der eigenen Wissenschaft, und sah zugleich, devot fragend, seinen Vorgesetzten, den zweiten Stabsarzt an.

„Apoplexia cerebri nicht ausgeschlossen,“ sagte dieser belehrend. —

Der Fall Papeczinski erregte Aufsehen; es war der erste Fall dieses Sommers, der erste überhaupt in hiesiger Gegend.

Und es gab Unzufriedene genug im nahen Städtchen. Ein Soldat bei einer Felddienstübung umgefallen? Unerhört! Die reine Tierquälerei! Leuteschinderei sondergleichen! Bei d e r Hitze! Ein Wunder, daß nicht alle den Hitzschlag gekriegt! Höchstwahrscheinlich würde der arme Mensch dran glauben müssen! Und mitleidige

Frauenherzen bedauerten das arme junge Blut, um das wohl bald die liebende Mutter weinen würde.

Selbst Hauptmann von Hohensleben-Brückhorst zeigte besonderes Interesse für diesen ersten Fall in seiner Kompagnie, er ließ sich nach dem Reservisten Papeczinski erkundigen.

„Wird sich schon wieder melden, wenn er gesund ist," zischelte der Stabsarzt zwischen den Zähnen und sah wütend aus; er liebte es durchaus nicht, wenn die Vorgesetzten sich nach den Leuten erkundigten.

Die Krankheit steigerte sich rapide: die Wärter hatten ungemütliche Nächte. Papeczinski wollte durchaus in der Sonne auf einer grüngestrichenen Bank sitzen und machte Miene, zum Fenster herauszuspringen; kaum drei Mann konnten ihn bändigen. Er tobte und schrie und wehrte sich gegen die weißen Mäuse, die aus allen Winkeln huschten und frech über seine Wolldecke liefen. Mit dem Wasserkrug warf er nach ihnen, mit allem, was in der Nähe des Bettes stand. Die Eisumschläge riß er sich ab und heulte: „Huh, huh!" Krämpfe zogen seine Glieder zusammen und reckten sie dann wieder aus, wilde Delirien quälten ihn. Er hatte keinen lichten Moment mehr.

Im Städtchen sprach man jetzt mit hochgezogenen

Brauen von „Typhus“, und daß dieser Erkrankungs- fall gewiß nicht vereinzelt bleiben würde; Mütter, deren Söhne in absehbarer Zeit auch zum Militär sollten, beunruhigten schon ihre Gemüter.

Die Ärzte umstanden das Krankenlager; sie waren sich nicht ganz einig. Der erste Stabsarzt neigte sich der Version „typhöses Fieber“ zu und verordnete kalte Bäder und Chinin; der zweite Stabsarzt und der Assistent blieben bei ihrer Ansicht und waren mehr für andere Mittel.

Der wohlbewanderte Lazarettgehilfe war noch anderer Meinung.

„Ä was,“ grinste er hinter den Herren drein, zupfte sich an seiner roten Nase und blinzelte pfiffig, „ä was, hat sich was mit Typhus und was noch allens! Quatsch! Wat ich jloobe: Delirium. Delirium hat das versoffene Schwein! Det janz jemeene Säufer- delirium!“

Am vierten Tag war der Reservist Papezinski gestorben.

— — — — — — — — — — — — — —

Die guten Bürger des Städtchens standen vor ihren Thüren, als der Leichenzug passierte. Das arme Opfer! Manch einer ballte heimlich die Faust im Sack;

die Frauen blickten mitleidsvoll, Kinder liefen nebenher mit neugierig staunenden Augen und offenen Mäulern.

Wenigstens ein schönes Begräbnis hatte er! Acht Mann trugen den gelben Sarg, zwanzig andere trotteten hinterdrein mit gesenkten Köpfen.

Voran schritt der Hauptmann: Schärpe an der Seite, Helm auf dem Haupte; die helle Sonne bestrahlte die Helmspitze, daß sie weithin blendete wie ein Blitz. Er that, was über seine Pflicht war, aber dieser erste Todesfall in seiner Kompagnie hatte eben sein ganzes Interesse; was sollte er dem armen Kerl da nicht die besondre Ehre anthun?!

Martialisch, geradauf gerichtet, folgte auch ein Unteroffizier, das Gesicht wie aus Erz gegossen; er zuckte mit keiner Wimper und fluchte doch innerlich: Wie die Kerle schlichen! Wie die Hammel, die zur Schlachtbank geführt werden! Wie sie die Mäuler verschlafen hängen ließen! Kreuzbombenelement, Schockschwerenot, das war aber auch ein Pech, heut am Sonnabend nachmittag, den man sonst frei hatte, wegen so 'nem dämlichen Luder den weiten sonnigen Weg zum Kirchhof zotteln zu müssen!

Am Grabe machten sie Halt. Da wartete schon der Geistliche.

„Helm ab zum Gebet!“

Die Hände falteten sich. Der Geistliche machte es kurz, aber warm; sie standen alle in der prallen Sonne. Auf so und so viel blanken Helmspitzen spielte sie und entzündete leuchtende sprühende Funkenblitze. Sie konnte sich heute garnicht genug thun mit sieghaftem Scheinen, bis hinunter in die Gruft goß sie ihre goldene Glanzfülle und wob eine reiche Gloriole um Ede Papeczinskis Grab.

Und der Geistliche schloß:

„Er starb, ein braver Soldat, im Dienste seines Königs!“

Hinter Mauern

Ein eigentümliches Geräusch drang aus dem Keller, ein hölzernes, unmelodisches Geklapper. Nun kam es die Stufen der Treppe herauf, immer: „Klapp, klapp!“ Dazu bimmelte draußen eine dünne Glocke von dem Türmchen der nackten, roten Ziegelsteinkirche, die den Hof inmitten der hohen Mauern, zwischen denen der Wind sich verfing und wütend fauchte, im Hintergrund abschloß.

Das Mittagessen im Arbeitshaus war beendet.

Unten im geplatteten Kellerraum, der als Eßsaal diente, waren die langen Holzbänke vor den gescheuerten Tischen wieder gerade gerückt. Jede Arbeitshäuslerin hatte ihren Blechnapf mit dem Blechlöffel auf den Rand des tiefen Spültisches gestellt, in den das Wasser gleich heiß aus dem Krahnen an der Wand floß und mit seinem Dampf die Gestalten der beiden Mädchen umhüllte, die da standen und das Geschirr abwuschen. Das Spülwasser netzte ihre ungefügen Sackleinenschürzen,

floß auf den Boden, mengte seinen Geruch mit dem kalten Schimmelduft der Wände und dem warmen Menschendunst, der zurückgeblieben war.

Fünfzig Paar Holzschuhe klapperten die Treppe herauf. Manchem Fuß waren sie zu weit, dann klappten sie doppelt laut auf jede Steinstufe nieder: ‚klapp, klapp.‘

Niemand sprach; nur heisere Kehlen räusperten sich, und ab und zu erklang ein Husten. Die gestärkten, verwaschen-blauen Leinenröcke raschelten unter den breiten Schürzen, deren Gespinst grob war wie körniger Sand und mißfarben wie dieser; im Zugwind der Ventilationsklappen lüfteten sich die Halstücher.

„Freiviertelstunde,“ schrie die Kommandostimme der Aufseherin. „Ihr könnt nu uf'n Hof jehn! Um halb eins tretet ihr an zum Lau —“

Sie sprach das Wort nicht aus, sondern knickste; ein devotes und zugleich sehr vertrauliches Lächeln zog ihren Mund breit: „Mahlzeit, Herr Pastor!“

Der Anstaltsgeistliche war eben in den Flur getreten, zwei Damen begleiteten ihn.

„Frau Kubitzke, seien Sie so freundlich, auf ein Wort!“ Er zog sie ein wenig auf die Seite und sprach leise mit ihr, während die beiden Damen mit niedergeschlagenen Augen dabei standen, und die fünfzig, die

sich da am Treppenausgang dicht zusammendrängten, die ihren weit aufrissen.

Feine Damens! Was wollten die?! Fünfzig Augenpaare glotzten unverwandt und musterten die gutsitzenden Kleider der beiden Fremden, die Hüte mit den Blumen, die Schleier, die seidenen Schirme, die Handschuhe — alles, bis hinunter zur Fußspitze.

Ein leises, kaum hörbares Raunen ging durch den dichtgedrängten Haufen; sonst waren sie in ewigem Streit untereinander, jetzt machten sie alle gemeinsam Front. Immer glotzender wurden die Blicke, langsam glomm ein gehässiges Flimmern darin auf. Das Raunen wurde lauter, eine geheime Unruhe überkam die Gestalten alle, die in verwaschenes Leinen Gleichgekleideten; sie stießen sich mit den Ellbogen an, verzogen die Lippen und scharrten mit den Füßen. Die zu hinterst standen, drängten vor, und die vordersten zogen sich instinktiv auf die letzten zurück.

Jetzt lachte eine auf, und das halblaute, unterdrückte Lachen pflanzte sich fort; ein Rütteln und Regen ging durch die zusammengedrückte Masse, als wolle sie sich zerteilen, ausschwärmen, sich ausschütten und das überfluten, was ihr im Wege stand.

„Ruhe!“ donnerte die Aufseherin

„Ruhe, Kinder! Bitte, Ruhe!“ sprach mild beschwichtigend der Geistliche und hob die Hand. Dabei blickte er scheu nach den Damen hin: die würden doch nicht etwa annehmen, daß er keine Autorität besaß?!

Pastor Schnörrler schwebte in ewiger Sorge. Der Posten am Arbeitshaus war durchaus keine Pfründe, um fett zu werden, im Gegenteil, ein Amt mit Ärger und Seufzen; aber wenn man sieben Kinder hat, kein Vermögen und keine Konnexionen —! Er war ausgesucht liebenswürdig gegen jeden Besucher, ob der was zu sagen hatte oder nicht; er widersprach Frau Kubitzke nie, und für die verirrten Schafe hatte er immer das gleiche versöhnliche, etwas verängstigte Lächeln und stets denselben weichen, ermahnenden Seelsorgerton.

„Die Mädchen sind erregt, wenn sie fremde Gesichter sehen,“ lispelte er jetzt entschuldigend den Damen zu. „Mit jedem Besucher tritt die Welt wieder greifbar nahe vor sie, in deren Fallstricke sie gefallen sind. Ein Schauer geht ihre armen Seelen an, sie werden sich der eigenen Sündhaftigkeit mit Schmerzen bewußt und — Ruhe, liebe Kinder!“ unterbrach er sich und hob wieder beschwichtigend die Hand.

Als er sprach, war das Lachen lauter geworden; die fünfzig hatten mit scharfem Ohr das entschuldigende

Lispeln aufgefangen und waren dadurch amüsiert; ein spöttischer Zug erschien auf allen Gesichtern.

„Ist Christine Müller da?“ sprach Pastor Schnörrler mit seinem verängstigsten Lächeln.

Keine Antwort. Unverwandt starrten ihn die vielen hellen und dunklen Augenpaare an, alle mit dem gleichen dreistblöden Blick.

„Na, seid ihr taub?“ schrie die Kubitzke. „Ob die Müller da is? Na, Christine Müller, wird's bald?! Immer 'ran! Hier die Damens wollen mit dich sprechen. Un ihr andern macht, daß ihr uf'n Hof kommt! Was jiebt's hier zu jaffen?! Immer los, dali, dali!“ Sie klatschte schallend in die Hände.

Die Holzpantoffeln klapperten, die verwaschenen Leinenröcke raschelten. Unwillkürlich traten die Damen zurück und drückten sich an die Wand, der ganze Schwall ergoß sich an ihnen vorüber, in nächster Nähe wurden sie gestreift von den vielen scharfen, musternden Blicken. Das war ein beißender Geruch nach Armut und Verkommenheit!

Frau Kubitzke stand breit in der Thür, ihr schneeweißes Tellerhäubchen saß kokett auf den glatten Scheiteln, ihr in Stoff und Farbe diakonissenhaftes Kleid spannte sich prall wie ein Handschuh über den vollen Busen. Sie ließ die Mädchen an sich vorbeidefilieren.

„Meinke, halt' dir jrade — Brust 'raus, Bauch 'rein!

Fiedler, haste dir nich jewaschen? Pfui, schäm' dir vor die feinen Damens!

Bartuschek; wart', dir wer' ik man uf'n Kopp kommen! Un dir, Juste, ooch! Was jiebt's denn hier zu lachen?!"

Sie zog das mit ‚Juste' angeredete, halbwüchsige Ding derb am Ohrläppchen; die schönen verderbten Augen des Mädchens funkelten sie boshaft an.

„Det is de frechste von allen," erklärte Frau Kubitzke, „man erst vierzehn, aber schonst in allen Sätteln jerecht. Schwer fertig werden, aber ik wer' schon! Allons, 'raus, 'raus!"

Sie klappte die Thür hinter der letzten zu.

„Schlimme Bande," sagte sie, sich lächelnd zu den Damen wendend.

Eine war zurückgeblieben und stand nun allein im Flur, herausgerissen aus der Masse der übrigen, ein verwehtes, halbzerpflücktes Blatt. Die glanzlosen braunen Haare fielen ihr in die niedrige Stirn, die Augen hafteten am Boden. Aufgeschossen, ohne Kraft und Mark, hob sich ihre Gestalt von der weißgetünchten Wand. Der Rock ging ihr nur bis zur halben Wade

und ließ die geschwollenen Füße in den plumpen Holzschuhen frei.

„Nun, liebes Kind," sagte mild der Geistliche und verneigte sich nach den Damen hin, „sieh' mal, welche Auszeichnung dir beschieden ist! Diese verehrungswürdigen Damen kommen aus Interesse für — dich!"

Er machte eine Pause, um gewissermaßen dem Mädchen Zeit zu geben, diese glückliche Überraschung zu bewältigen. Aber kein Zug auf dem bleichen gesenkten Antlitz änderte sich.

„Wir wollen Ihnen helfen," sprach rasch die älteste der Damen, die mit dem wohlwollenden, runden Frauengesicht, das wenig Fältchen zeigte. „Herr Pastor Schnörrler und hier, die Frau Vorsteherin, haben Ihnen ein gutes Zeugnis ausgestellt. Wir haben in die Akten über Sie persönlich Einsicht genommen. Und da nun die Zeit Ihres Aufenthaltes hier sich demnächst zu Ende neigt, hat unser Verein: zur Unterbringung und Förderung entlassener weiblicher Strafgefangenen, beschlossen —"

„Ik bin noch nich strafjefangen," unterbrach plötzlich die rauhe Stimme Christine Müllers die Rednerin. „Ik bin erst bloß in'n Arbeitshaus!"

„Nun ja, ja, du brauchst dich nicht beleidigt zu

fühlen, mein Kind," begütigte der Geistliche. „Aber dieser segensreiche Verein nimmt sich aller an, ob im Arbeitshaus, ob im Strafgefängnis. Ohne Unterschied."

„Gewiß," bestätigte die andere Dame lebhaft; sie schien ein Fräulein, nach der hageren Gestalt zu schließen, nach dem unruhigen, spähenden Blick und den Gummischuhen an ihren Füßen. „Wir scheuen nicht Kosten, noch Mühe, noch persönliche Opfer —"

Sie stockte und sah sich um; ein empfindlicher Zugwind, der vom Keller heraufwehte und die Thür nach dem Hof aufstieß, hatte sie getroffen.

„Oh, es zieht!" Pastor Schnörrler beeilte sich, die Thür wieder einzuklinken. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, verehrte Frau Stadtrat, verehrtes Fräulein! Es ist unverzeihlich von mir, die Damen unserem ewigen Zug auszusetzen. Darf ich bitten, in's Sprechzimmer einzutreten?"

Er eilte vor, den öden Flur hinauf, und öffnete die Thür des kleinen, überheizten Sprechzimmers, in dem billige Lithographien die Wände schmückten. Gerade dem Eingang gegenüber: Christus im Hause des Pharisäers und Maria Magdalena ihm zu Füßen, sie mit ihren Thränen netzend.

„Na, komm du och man mit," hatte die Aufseherin

gesagt und Christine Müller am Ärmel nachgezogen. Nun schob sie sie in die Stube: „Steh' nich so dammelig da! Von dich is de Rede! Du hast die Ehre," setzte sie leise und spöttisch hinzu.

„Wir haben zu unserer Freude gehört," fing die erste Dame wieder an und setzte sich auf den Stuhl, den ihr der Geistliche hinschob, „daß Sie willig und geschickt sind!"

„Det is se, aber man etwas maulig," schob die Kubitzke ein.

„Das ist ja sehr schön. Also, der Verein hat beschlossen, für Ihr Fortkommen Sorge zu tragen, indem er Ihnen nach Ihrer Entlassung eine für Sie passende Beschäftigung anweist —"

„Und seine Hand über Ihnen hält," fiel die zweite ein. „Sie werden so vor der Versuchung bewahrt, in Ihren früheren Lebenswandel zurückzufallen."

„Du bist gerettet, mein Kind," flüsterte der Geistliche bewegt und faltete die Hände.

Christine Müller stand an der Thür, unbeweglich, als ginge sie die ganze Sache nichts an.

„Zu welcher Arbeit hätten Sie denn wohl am meisten Lust?" fragte gütig die Frau Stadtrat und wandte sich zugleich an ihre Begleiterin, die hochauf-

gerichtet neben ihrem Stuhl stand. „Was meinen Sie, Fräulein West, wäre das Mädchen nicht für's Landleben sehr geeignet?"

„Warum denn nicht?" Das Fräulein nahm den Kneifer ab, putzte ihn, setzte ihn wieder auf und fixierte das Mädchen. „Sie müssen auf's Land, Christine Müller! In gesunden, ländlichen Verhältnissen werden Sie den Verlockungen der Großstadt entzogen sein und sich glücklich fühlen. Luft und Licht genießen Sie da aus erster Hand. Bei einfachen Ackerbürgern, in einfacher Umgebung werden Sie sich nur mit der Natur beschäftigen. Es muß doch eine Wonne für Sie sein, den alten Menschen hier hinter den Mauern zu lassen und einen ganz neuen anzuziehen, sich wieder als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu fühlen! Also auf's Land."

Frau Kubitzke lachte. „Ne, werte Dame, det kann se nich! Müller, zeig mal deine jeschwollnen Beene! — Sehn Se —?! Ne, Feldarbeit is nich! Un denn die Ärmchens! Herr du meine Jüte! Als se das erste Mal hier war, war schonst nich viel mit se los; nu liegt se alle Nase lang uf die Krankenstation!"

„Das Landleben kräftigt doch aber," sagte Fräulein West.

„Jawoll, die jeht Ihnen ein!“

„Also mit dem Landaufenthalt wäre es nichts?“ seufzte die Stadträtin. „Das ist recht schade! Aber wie wäre es denn, wenn wir Sie in einer kleinen Stadt unterbrächten? Hören Sie mal, mein Kind, hätten Sie nicht Lust zu allerlei netten Handarbeiten?“

„Sie können sich durch Stricken und Häkeln und Nähen ganz bequem Ihr Brot verdienen,“ sagte Fräulein West. „Irgend so ein kleines Städtchen in der Mark, das ist das Richtige für Sie! Wir werden schon das Nötige veranlassen.“

„Ik jehe nich von Berlin,“ stieß das Mädchen plötzlich heraus. Zum erstenmal hob es den Kopf, ein düsterer Blick von unten herauf streifte die Anwesenden.

„Aber warum denn nicht? Ich möchte wissen, was Sie hier hält?“

„Ik jehe nich von Berlin. Ik will nich!“

„Nanu? Man nich so dreiste,“ tadelte die Aufseherin.

„O lassen Sie, lassen Sie nur! Sie wird es sich schon noch überlegen,“ lenkte die freundliche Stadträtin ein und betrachtete mitleidig die aufgeschossene klägliche Gestalt des Mädchens, das da an der Thür stand im

ausgewaschnen Rock, mit geschwollnen Füßen, tiefe, eingegrabne Runen um den schlaffen Mund. „Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn."

„Neun — zehn —?! Was — erst —?!"

„Ja, so was nimmt mit," sagte die Kubitzke.

„So jung noch?! Um Gotteswillen!" Beide Damen waren sehr alteriert. Der Rätin traten die Thränen in die Augen, sie schlug die Hände zusammen: „Wie traurig, wie traurig!"

„Sehr traurig," seufzte Schnörrler und sah zugleich verlegen auf das Mädchen: bemitleiden, das konnten die alle nicht gut vertragen! Aber er hätte nicht besorgt zu sein brauchen, Christine Müller schien von allem nichts zu hören, sie sah vor sich nieder mit dem immer gleichen, stumpfen Ausdruck.

Fräulein West wurde energisch. „Sie muß fort von Berlin! Sie geht sonst zu Grunde!"

Frau Kubitzke zuckte die Achseln. „Die jeht nich! Die is uf Berliner Pflaster jroß jezogen — det klebt wie Pech. Wenn es sie noch so dreckig jeht, fort wollen se alle nich. Was, Christine?"

„Ik jehe nich von Berlin."

„Aber, Mädchen, Sie können sich doch unter diesen

Umständen unmöglich glücklich dort fühlen?" Beide Damen brachen los.

„Glücklich —?!" Christine Müller hob die gesenkten Lider. Es war ein furchtbarer Blick, mit dem sie die Damen maß.

„Möchten Sie denn nicht wieder ein ordentliches Mädchen werden? Denken Sie doch, wie schön!"

Keine Antwort.

Für Minuten wurde es ganz still in dem kleinen Zimmer; niemand sprach. Man hörte kaum einen Atemzug. Frau Kubitzke hatte sich an's Fenster gestellt, um ein heimliches Lächeln zu verbergen. Jetzt trommelte sie auf die Scheiben; draußen lärmten die Neunundvierzig. Wenn einige gar zu laut kreischten, trommelte sie stärker und drohte mit der Faust: die Schreier wollte sie schon kriegen, nachher, beim allwöchentlichen großen Kämmen!

„Christine Müller, werden Sie ein ordentliches Mädchen — Hand darauf!" Die behandschuhte Rechte von Fräulein West streckte sich aus, zitternd vor Eifer. ‚Schlagen Sie ein! Ein ordentliches Mädchen — wir wollen Ihnen dazu helfen! Gern helfen! Schlagen Sie ein!"

Die Hand die schlaff an dem verwaschen=blauen

Rock herunterhing, rührte sich nicht. Ein Zucken ging um den blassen Mund. Dann wieder der finstere Blick unter den zusammengewachsnen Brauen.

„Ne,“ sagte Christine Müller rauh und trotzig, „ik jehe nich von Berlin. En ordentlichet Mächen — haha! Det sagte Tanteooch, bei der ich uf Unterröcke nähen lernte, un dabei hatte se selber eenen, mit den se jing. Die — haha! Un alle, alle!“ Ein wilder Strahl des Hasses blitzte in ihren Augen auf, die sie jetzt dreist auf die Damen richtete. „Se taugen alle nischt, die in Seide erst recht nischt! Ik will nischt von ihnen! Laßt mir man nur erst wieder 'raus — weiter will ik nischt!“

„Christine, Christine!“ Der Geistliche wurde rot und blaß und hob mahnend die Hände. „Bedenke doch, diese gütigen, liebevollen Damen! Mein Kind, bedenke doch: den Bußfertigen giebt Gott Gnade!“

Die Kubitzke trommelte stärker.

Schnörrler war in tötlicher Verlegenheit. „O meine Damen, verzeihen Sie! Sie müssen entschuldigen — wir — ich — verehrteste Frau Rat, verehrtes Fräulein, üben Sie Nachsicht! Sie ist verbittert.“

„Verstockt, gänzlich verstockt!“ sagte Fräulein West.

„Ach nein, wertgeschätztes Fräulein, sagen wir nur

verbittert. Oh, daß das verirrte Lamm doch die göttliche Gnade fände, die da spricht: ‚Ich bin der rechte Hirte!‘“

Ein zitternder Atemzug kam von der Thüre her, das Mädchen holte Luft, als sollte ihm die Brust springen. Es klang fast wie ein Stöhnen.

Die Kubitzke kehrte sich um. „Se kann nich so lange stehn uf die jeschwoll'nen Beene!“

„Das arme Geschöpf!“ Die Thränen, die der Frau Rätin vorhin in die Augen getreten, rollten ihr nun über die weichen Wangen. „Solch ein Jammer! Ich bin ganz erschüttert; ich denke an meine Töchter — wie hütet man die! Was mag dies arme Wesen wohl für eine Kindheit gehabt haben?!“

„Dresche un Dresche un wieder Dresche.“ Christine Müller sagte das mit ihrer rauhen Stimme so vor sich hin, als ob sie zu sich selber spräche. „Mutter trug Zeitungen aus; se is an de Schwindsucht jestorben, als ik noch man kleen war. Wir waren unser achte. Denn nahm Vater so eene in't Haus — so eene — na! Er keilte ihr und sie keilte ihm; da macht man sich dünne, so bald als man kann. Wo er nu jeblieben is, weeß ik nich.“ Ihr schlaffer Mund verzog sich zu einem schadenfrohen Lächeln: „Wahrscheintlich in Plötzensee, da jehört er ooch hin. Un ich —“

Sie machte eine Pause, als ob sie nachdächte. Niemand unterbrach sie; sie horchten alle, ohne sich zu rühren, der furchtbaren Eintönigkeit dieser Stimme.

„Bei 's Unterröcke nähen wird man nich fett, kaum trocken Brot, un det nich jenug. Denn näht' ik uf Herrenschlipse in Akkord — det is zum Verhungern. Denn stickte ik for 'n Jeschäft — da jingen meine Oogen in de Wicken. Denn lernt' ik uf Wattsteppereien an de Maschine — da kriegt' ik Blutspucken. Un denn jing ik uf de Straße."

Sie sagte es ohne jede Erregung, nicht einmal, daß sie die Stimme erhob. Aber den Kopf hob sie, ihr starrer, düsterer Blick suchte das Weite, ihre Nasenflügel blähten sich witternd.

„Uf de Straße hat man doch wenigstens Luft; die kost' nischt. Un et is ja ooch allens ejal" — sie machte eine Handbewegung von sich zu den anderen — „an' Ende kommt allens uf't selbe 'raus. ‚Sterben is unser aller Los', sagt der Herr Prediger."

„Aber wie wir sterben! O mein Gott!" Die Rätin rang die Hände. „Können wir Ihnen denn nicht helfen?! Wir wollen Ihnen ja so gern helfen!"

„Lassen Se man!"

„Man muß die Leute wider ihren Willen be-

glücken," rief Fräulein West energisch; ihre Kneifergläser funkelten. „Christine Müller geben Sie mir Ihre Hand!"

Das Mädchen regte sich nicht.

„Gieb die Hand, mein Kind," mahnte sanft der Geistliche.

„So jieb doch," ermunterte die Aufseherin. „Jieb schonst!"

Keine Bewegung.

„Na, wird's bald?! Du — Müller! Ik rate dich! Na, dali!"

Langsam hob sich die magere Hand aus den harten Falten des Leinenrockes.

Für einen Augenblick hielt Fräulein West die kalten, feuchten Finger des Mädchens in den ihren. „So, Christine Müller! Wenn Sie also in acht Tagen herauskommen, melden Sie sich gleich bei mir, der Herr Prediger wird Ihnen meine Adresse geben. Ein guter Bekannter von mir besitzt eine Luxuspapierfabrik, ich werde mich bei ihm für Sie verwenden; er kann Sie gewiß beim Falzen oder beim Gummieren anstellen. Der Lohn wird zwar anfänglich nicht hoch sein — wenn ich nicht irre, sechs Mark fünfzig Pfennig die Woche — aber es ist ja auch keine anstrengende Arbeit! Und viel Bedürfnisse haben Sie ja auch nicht!"

Auch die Stadträtin nahm die kalten Finger in die ihren. „Und kommen Sie auch zu mir, mein Kind! Von der Garderobe meiner Töchter fällt so manches ab. Auch werde ich mit den übrigen Damen des Vereins sprechen, dann können Sie gewiß Sonntags reihum in den Küchen essen. Und wenn Sie irgend was auf dem Herzen haben, kommen Sie nur getrost, Sie können es ungeniert vorbringen, wir haben jederzeit Interesse und Verständnis dafür!"

„Christine Müller, welches Glück für Sie, dann wieder ein ordentliches Mädchen zu sein! Welches Glück!"

„Ja, welch ein Glück," sprach gerührt der Geistliche. „Dank, innigen Dank, meine werten Damen, für Ihre große Güte! Bedanke dich, mein Kind!"

„Bedank' dir, bedank' dir," raunte Frau Kubitzke. „Sei nich so stätsch! Nanu? Willste wohl jleich ‚danke' sagen?!"

„Danke," sagte Christine Müller.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Frau Kubitzke den Damen nachsah, wie sie, von Pastor Schnörrler geleitet, mit wehenden Gewändern über den Hof schritten, dem Eisenpförtchen in der hohen Mauer zu, lachte sie ungeniert ganz laut.

„Wat die jlooben! De Müller wird zu ihnen kommen —?! Hahaha! Wenn se 'rauskommt, einfach laufen jelassen. Da is doch keen Halten. Was se nu ooch periert haben, ob se man bloß jestohlen haben, oder ob se uf de Straße 'rumgeludert sind — alles eene Wichse! De Katze läßt det Mausen nich. Ik kenne doch meine Mächens!"

Im Nebel

Über der Insel liegt Nebel.

Herbst.

Vom Himmel nichts zu sehen und vom Meer auch nichts: Nordstrand hat einen grauen Sack über den Kopf gezogen. Es rinnt feucht in der Luft und klebt sich in zähen Tropfen an jeden hervorragenden Gegenstand; die Möwen schreien kläglich und durchschneiden, schwerfällig flatternd, den dicken Dunst.

Es riecht modrig. Wo der Westwind für Augenblicke die Nebelwand zerteilt, lugt das Watt herein. Regenpfeifer und Strandläufer rennen über den Schlamm, lautlos wie Mäuse huschen sie. Große Quallen hat die Flut an's Ufer gefegt; nun liegen die da, halbzerflossen, farblose breiige Fladen.

Alles ist wie Brei, Land und Strand.

Über dem flachen Inselteller schläft jetzt auch der Wind ein; schwer und müde ist die Atmosphäre.

Schlaftrunken hocken die vereinzelten Höfe auf ihren

Werften; rundum in der Marsch grast das Vieh, durch den Nebel unheimlich vergrößert und scheinbar aufgeschwemmt. Die Tiere laufen nicht umher, sie stehen still im fetten, nassen Marschgras, strecken den Kopf aus ihren Manteldecken und glotzen blöd geradaus. Sie sind satt im satten Gras, in der satten Luft; sie käuen wieder.

Jetzt fährt ein Hallo durch den Dunst — es klingt wie „Huh, huh‘ — und ein Peitschenschlag folgt hinterdrein, aber kein helles, lustiges Knallen; von weither kommt's, von jenseits, wie von hinter einer dicken, dicken Mauer. Und ein fettes Lachen kommt nach, und noch eins, und noch eins! Eine Weiberstimme kreischt; sie hat was vom grellen Möwenschrei.

Ein Karren holpert, der schwarze Marschkot klatscht und spritzt nach allen Seiten; zwei riesige Pferdeköpfe tauchen auf, ihre Nüstern stoßen Säulen von Dampf aus, auf hohen Rädern schwankt das Gefährt. —

Vorn auf dem Brett saß Peter Ohling, seine Rechte kutschierte, seine Linke hielt Telsche umschlungen, die schöne Telsche, das Friesenmädchen mit Haaren, wie gebleichtes Stroh, und Augen, grünlich dunkel und unergründlich, wie das Watt; man konnte drein versinken. Die Weiber von Nordstrand schimpften Telsche eine

Hexe mit Hexenaugen. Aber Telsche lachte dazu. Sie wußte ganz genau, woher sie die Augen hatte, die die reichen Marschbauern hinterdrein schleppten wie Bütt im Netz: vom Schlick! Vom Schlick, auf den ihre Mutter, die Landstreicherin, die niemandes Weib war und doch ein Kind gebären sollte, soviel gestiert hatte.

Dunkle Augen, zähe Augen, Augen, gefräßig wie der Schlick, hatte die schöne Telsche.

„Telsche, min söte Deern,“ sagte Peter Ohling und drückte ihr einen Kuß auf die pralle Wange, der besser knallte wie vorhin der Peitschenschlag. „Telsche, du bis min Schatz!“

Sie lachte und stieß ihn zurück und hing sich doch mit den Augen an ihn: „Min Peter, du bis besaopen! Wat ward din Fru seg'n und Anna, din Dochter?! Haha, hahaha!“ Sie lachte und warf sich hin und her, daß das Brett unter ihr ächzte und das Vieh am Graben verwundert aufglotzte.

„Hoho!“ Peter Ohling lachte mit, und die drei hinter ihnen auf dem aufgeschnallten Polstersitz lachten auch, aber es war ein Lachen, halberstickt hinten in der Gurgel, das ohne Klang in der Luft verwehte. Sie waren zu faul, den Mund ordentlich aufzuthun.

Da saßen noch Jens Jensen, Klas Petersen und Paul Paulsen. Es war nicht Sonntag, aber sie kamen doch aus dem Wirtshaus. ‚Zum halben Mond‘, da hatten sie getrunken und Karten gespielt; nun fuhren sie ‚Zum weißen Knie‘, da würden sie auch trinken und Karten spielen. Wie alle Tage.

Grau spannt sich der Himmel, das Gras wächst von selbst, das Vieh grast von selbst, die Möwen kreischen, die Flut kommt und geht und geht und kommt — und sonst weiter nichts. Sie haben Zeit zum Trinken. Sie tragen schwere silberne Uhren an schweren Ketten; sie halten sich nicht mit der Brautschau auf — wie es der Vater gethan, so freien auch sie in der Verwandtschaft, immer mitten mang — da bleibt das Geld hübsch beisammen. Sie sind immer satt von Aalsuppe und Klößen.

„Du'" sagte Jens Jensen, „ik bin verdammt mödt! O — ah — —!" Beim Gähnen riß er den Mund besser auf wie beim Lachen und zeigte zwischen den fleischigen Kinnladen zwei Reihen Zähne, stark und gesund wie ein Ochsengebiß. „O — ah — —!"

Peter Ohling drehte ein wenig das Genick. „Ik ok. O — ah — —!" Und dann ließ er den Kopf schwer gegen die Schulter des Mädchens fallen, und die

Lider hingen ihm dick über die Augen. Die Zügel hielt er nur noch lässig in der Faust.

„O — ah — —! O — ah — —!“ gähnten Klas Petersen und Paul Paulsen und wackelten hin und her, daß die Uhrketten auf ihren breiten Bäuchen schaukelten; sie versuchten sich gegenseitig Halt zu verleihen auf ihrem schwankenden Sitz, aber es ging nicht, ihre Köpfe stießen derb gegeneinander. Sie waren zu betrunken. ‚O — ah — —‘ war das einzige, was sie noch sagen konnten; dann schliefen sie ein, wie halbzugeklappte Taschenmesser.

„Wat sind jüm langwieli,“ sagte Telsche und versuchte die schwere Last des Mannes von ihrer Schulter zu schütteln, aber die lag da wie ein Klotz. Peter Ohling schnarchte. „Jüm sind al langwieli,“ sagte Telsche noch einmal, dabei drehte sie aber den Kopf wie eine Möwe, die auf Würmer lauert, und blinzelte Jens Jensen an; der schlief nur halb.

„Telsche, min Deern,“ sagte Jens Jensen und blinzelte wider, fuhr in den Sack, klapperte darin und hielt ihr dann in der halbgeschlossnen Faust ein paar blanke Geldstücke unter die Nase. „Wat giefft du mi darför? Deern, he?!“

Sie fuhr gierig zu.

Er schloß die Faust. „Man nich so hiddelig, min

Deern," lallte er, „man nich so hiddelig! Erst een Kuß, een söten, un noch een Kuß un noch een, un denn de Dahlers!" Er hob die geschlossene Faust und fuchtelte ihr damit vor den Augen.

Sie lachte, die weißen Zähne zeigend, und lehnte sich weit hintenüber; ihr strohgelbes Haar kitzelte den Mann unter der Nase, ihre grünlichschwarzen Augen drehten sich rollend nach oben, um ihn anzusehen. „Gief mi," schmeichelte sie.

Sie spitzte den Mund — er näherte den seinen.

„Erst de Dahlers," sagte sie.

„Ne, erst den söten," sagte er.

Sie kicherte in sich hinein und bog den Kopf wieder nach vorn; er riß ihn ihr nach hinten.

„Au, Jensen, Se doht mi weh!"

„Verdammte Deern, du maokst mi doll!"

„Au — au! Hahaha!"

Peter Ohlings schwerer Kopf rutschte dem Mädchen von der Schulter und fiel ihr in den Schoß; hinten im Wagen schnarchten Klas Petersen und Paul Paulsen. Die Pferde gingen, wie sie wollten, der Nebel wurde immer dicker.

Ganz in der Ferne wogt und wallt es, die Flut kommt. Lautlos, gierig wie eine dunkle Schlange wälzt

sie sich über den Schlick. Die Möwen flattern auf mit lechzendem Schrei und schießen ihrem Element entgegen; dicht vor den Pferden fährt eine empor und streift mit ihren Flügelspitzen die dampfenden Nüstern. Die Gäule stutzen, spitzen erschreckt die Ohren; da sie keine haltende Hand über sich fühlen, schütteln sie wild schnaufend die Mähnen zurück — ein Bäumen im Geschirr, ein Seitensprung — und dann ein Davonjagen, immer weiter, weiter, blind hinein in die graue Wand.

Die Räder ächzen, der Karren schlenkert, der Marschkot spritzt ellenhoch; immer weiter, weiter, dicht am Graben entlang.

Fluchen — schnaufende Gäule — Peitschenknallen — Mädchenkreischen — immer weiter, weiter — da, krach, ein Stein liegt im Weg! Der Karren macht eine Schwenkung, links hinaus fliegt Klas Petersen, rechts hinaus Paul Paulsen. Da liegen sie im Marschgraben, weich gebettet, Kopf zu unterst, und strampeln mit den Beinen.

Telsche lachte, daß ihr die Thränen über's Gesicht liefen; sie schrie laut: „Hü, hü!“ und faßte mit festen Fäusten die Zügel. Die Fahrt ging weiter, immer los, durch Pfützen und Löcher und Gräben.

So kamen sie an's ‚Weiße Knie‘. Der Wirt stand

breitbeinig unter der Thür und kraute sich den Kopf; seine Pfeife wollte nicht brennen, die Nebelluft drückte den Rauch aus, sie qualmte nur.

„Gu'n Dag, Jens Jensen! Gu'n Dag, Peter Ohling! Jüm kaopt ja anfohrn as de Deuwel."

„Gu'n Dag," lachte Telsche und warf dem Wirt die Zügel an den Kopf. „Dor hebt Se!" Sie sprang vom Wagen, stand im Nebel und strich sich das zerwühlte Haar hinter die Ohren.

Langsam kletterte Jens Jensen herab, noch langsamer Peter Ohling.

„Wi weren doch unser veer — wo — wo —?" Peter Ohling hatte für einen Moment einen Gedanken an die andern beiden, die mit auf dem Wagen gesessen, aber dann gähnte er wieder, daß man seinen letzten Zahn sah, und reckte die Arme über den Kopf. „O — ah — — bin ik mödt!"

„Man los!" Jens Jensen puffte ihn gegen den Rücken und schob sich Schritt vor Schritt mit ihm in die Wirtsstube.

Eiergrog — Theepunsch — Kaffeepunsch — Rumgrog.

Sie saßen am Tisch in der überheizten Gaststube und tranken; die beiden Männer sich gegenüber, Telsche

zwischen ihnen, mit halbem Leib über den Tisch geworfen, die Ellenbogen aufgestützt. Ihre Augen funkelten von der Seite bald Peter Ohling an, bald Jens Jensen. Sie funkelten noch mehr, als sie den blanken Thaler sahen, den Jensen vor sich hin warf. Ohling zog auch einen: „He, Wirt, bring Se mal Korden!"

Der Wirt schloß den Schrank auf und brachte hinter den Delfter Tellern das abgegriffne Kartenspiel zum Vorschein.

Nun spielten sie ‚Fipsen'. Die zwei schmutzigen Karten lagen vor jedem, und in der Mitte des Tisches blinkte der Einsatz: ein runder Thaler. Das Glück rollte launisch hin und her, bald strich der eine den Einsatz ein, bald der andere. Sie verzogen weder bei Gewinn noch Verlust eine Miene; immer wieder langten sie bedächtig in die Tasche und brachten klimpernd neue Thalerstücke vor.

Telsche lauerte wie ein Stoßvogel; sie hielt sich auf Ohlings Seite, der gewann am meisten, und was der gewann, steckte sie wie selbstverständlich ein. Er sagte nichts dazu, hatte den freien Arm um ihren Nacken gelegt und baumelte mit dem schweren Kopf immer mehr nach ihrer Schulter hin; er konnte die Augen kaum offen halten. Sie patschte ihn auf die feiste Wange und lächelte spitzbübisch.

Nun wendete sich das Glück. Jensen gewann jedesmal. Und nun setzte Ohling den letzten Thaler. Auch der ging flöten!

„O — ah — —,“ weiter gab Ohling keinen Laut von sich.

Aber Telsche machte unsanft ihren Nacken frei, wendete sich jetzt ganz zu Jens Jensen und zeigte ihm ein verliebtes Gesicht.

Jensen hatte den Gewinn schon eingestrichen. „O — ah — —“ gähnte er sie an. „Ne, Deern, gaoh! Ik bin mödt, ik hef di satt!“ Er stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und stemmte den Kopf zwischen die flachen Hände.

Ohling saß geradeso gegenüber; sie hatten beide dunkelrote Köpfe und stierten beide immer auf denselben nassen Kringel, den ein Glas zurückgelassen.

„O — ah — —!“

„O — ah — —!“

Das Mädchen schlich zur Thür hinaus. Noch einmal blinzelte sie zurück, die drinnen rührten sich nicht; da warf sie die Lippen auf und tauchte im Nebel unter.

Die alte holländische Uhr in der Ecke tickte; es wurde dämmerig in der Gaststube. Die Wandbetten

mit ihren blau gestrichenen Thüren lagen schon in geheimnisvollem Dunkel. Draußen schrieen die Kibitze nicht mehr, lautlos rollte die Flut um die Insel. Marsch und Meer und Himmel, alles ein undurchdringlicher Klumpen.

Der Nebel, dicker und dicker, dämpfte jeden Schall. Minute auf Minute, viertel auf viertel, halbe Stunde auf halbe Stunde vergingen. Es war eine furchtbare Stille.

Jetzt hob Ohling den Kopf ein paar Zoll hoch aus den Händen.

„Langwieli," murrte er, räusperte sich und spukte auf die Diele. „Verdammt!" Er stieß sein noch halb volles Glas zurück: „Ik mag nich! Ik wünsch, ik wer dodt!"

„Hang di op," brummelte Jensen so nebenbei und hob auch den Kopf ein bißchen.

„Langwieli — oah —! Man langwielt sik denn ni mehr, ni woahr, Jens Jensen?"

„Ne," sagte der andere.

„Hang du mi op, min Jens!" bat Ohling.

„Jawoll, min Peter!"

Ohling wühlte in seiner Tasche, endlich zog er was hervor. „Dor, min Jens, hest een Mark! Hangst du mi op, kannst de Mark behol'n!"

„Jawoll, min Peter!“

Und sie standen schwerfällig auf, reckten sich, gähnten, faßten sich unter den Arm und schwankten zur Thür hinaus. Im Flur, nach dem Stall hin, verhallten ihre Tritte.

Die Stube war leer. Der Wirt kam und stellte eine Lampe auf den Tisch, dann ging auch er wieder.

Die holländische Uhr in der Ecke tickte, draußen kroch die große Stille herum.

Nach einer kleinen Weile knarrte wieder die Thür, Jens Jensen kam zurück. Aber allein. Er war gerade so rot im Gesicht wie vorher und gerade so schlaftrunken. Erst trank er sein Glas leer, dann das von Peter Ohling, dann stützte er wieder die Ellenbogen auf, stemmte das Gesicht zwischen die flachen Hände, gähnte, und dann schlief er ein.

Wieder alles still, nur das Ticken in der Ecke und das Rasseln des Schnarchens.

Plötzlich wurde außen ein Straucheln an der Stubenthür hörbar — sie ging auf — einer polterte herein, torkelte schwer über die ächzenden Dielen und ließ sich wie ein Sack am Tisch niederfallen.

Jensen wachte auf, blickte verwirrt um sich und starrte dann den anderen an: „Peter — Peter — O — O —

Ohling —," stotterte er, „bis du dat oder din Geist'?
He — he — hef ik di nich sülm ophung'n, min Peter,
buten in de Stall mit de Peerhalter?!"

Der Peter verzog das bläulichfahle Gesicht mit
den vorgequollnen, glasigen Augen zu einem furchtbaren
Grinsen. „Jawoll hest du mi ophung'n — awer slecht!
Verdammter Kerl," brüllte er plötzlich und schlug mit
der Faust auf, „gief min Mark her!"

Und dann warf er den Kopf auf den Tisch und
heulte laut vor Wut und Enttäuschung: „Bedreger!
Jüs, as ik anfung, mi nich mehr to langwielen, reet
de Strick!"

Uferleute

Geschichten vom untern Rhein

von

Wilhelm Schmidt-Bonn

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50

Aus den Besprechungen:

Rheinisch Westfälische Zeitung: Ein neues, vielversprechendes künstlerisch sehr starkes Talent haben wir in Wilhelm Schmidt-Bonn zu begrüßen. Seine „Geschichten vom untern Rhein" in „Uferleute" möchte ich Gorkis besten Erzählungen zur Seite stellen. Hier spricht ein wirklicher, tiefempfindender und doch einfach darstellender Dichter zu uns, der in gleich fesselnder Weise das leidenschaftlich Starke, Impulsive, den großen Moment wie das Aparte, Zarte, Genrehafte und Intime prägnant und charakteristisch zu schildern vermag. Es ist, als lebe die alte Malerei der Rheinländer, die verwandt der der Holländer ist, in diesen einfachen, zu Herzen gehenden Geschichten wieder auf. Freilich von der Düsseldorfer Romantik lebt und träumt nichts in diesen Geschichten, deshalb verglich ich ihn in einem Atemzuge mit der Rheinländischen und Holländischen Malerei: Feinster Realismus, dunkel und hell zugleich, befreiende Herzenswärme, die hellen, lichten Farben des Tages, das weite, breite Licht der Ebene liegt über diesen Geschichten, auch über den tieftragischen. . . . Von vegetativer Stimmung ist die erste Geschichte „Die Sünde im Wasser" erfüllt. Diese wunderbare Liebesgeschichte auf dem einsamen Baum mitten im alles überschwemmenden Rhein nimmt uns ganz gefangen trotz einzelner Unwahrscheinlichkeiten, sie ist voll köstlicher Frische und tiefer Tragik. Besonders fesseln der prächtig entworfene und entwickelte Charakter eines jungen Mädchens und am Ende der Erzählung die großen Liebesmomente. In anderen Geschichten packt förmlich das Gegenständliche, das Genrehafte, Typische und zugleich Individuelle, so in den Meisterstücken des Buches, in der Erzählung „Alte Männer" und „Nur noch drei". Etwas sehr idealistisch ist die Geschichte „Der Schmied" gefärbt. Eine prächtig natürliche Dichtung dagegen das psychologische Genregemälde: „Die dumme Großmutter". Endlich einmal wieder ein deutsches Novellenbuch, auf das wir stolz sein können, das Leben und Kunst enthält!

Leipziger Tageblatt: Keine „Rhein- und Wein"-Geschichten! Wir sehn uns nicht in einer typischen Rheinlandschaft, sondern in dem eigenartigen

Grenzgebiet, da, wo der Rhein aus den sonnigen Schieferwänden, die der Sommer mit grünem Wein bedeckt, in weitem Bogen in das unübersehbare Flachland hinaustritt, wo endlose braune Äcker zu beiden Seiten vom Wasser aufsteigen und rauchende Fabrikschlote in den weißen Himmel starren. Die Menschen, die ihre Häuser hier an den Strom gebaut haben, haben ihre Eigenart von ihren Ufern hergenommen. Neben der grundlosen Fröhlichkeit der Bergleute oben, die sie Kindern gleich sein läßt, dem schnell kochenden Blut, dem trotzigen Rechtsgefühl tragen sie die merkwürdige, stille Sehnsucht und den rastlosen Fleiß der Menschen der Ebene in sich. Der Schmied, der den Deserteur versteckt; der Handwerker, der den Studenten zum Zweikampf fordert; der alte Geselle von der Landstraße, der die entbehrungsreiche Freiheit dem behaglichen Asyl vorzieht; die jungen Leute, die nicht Kraft genug haben, einer sündigen Liebe zu widerstehen, und doch Kraft genug, sie mit dem freiwilligen Tod in den ewigen Wellen zu büßen — das alles sind „Uferleute", Menschen, die nur in dieser Landschaft möglich sind. Sie reden alle in einer breiten, singenden Sprache und handeln in einer noch merkwürdig ungebrochenen Kraft der Triebe. Und über allen diesen Menschen, die nichts von der den Rheinländern herkömmlich nachgesagten Zechernatur an sich haben, wächst groß und gespenstisch die Gestalt des Stromes auf. Er gleißt, seiner eigenen Schönheit froh, im Morgenglanz; er trägt geduldig die rauchenden und segelnden Schiffe, von denen er nie leer ist; er tritt zornig über die Ufer; er zieht die Menschen in seinen nassen Schoß, grausam oder erbarmungsvoll, als letzter Freund.

Deutsche Monatsschrift: Völlig sicher tritt ein anderer homo novus auf: W i l h e l m   S c h m i d t - B o n n, der in seinen „U f e r l e u t e n" Geschichten vom untern Rhein erzählt. So kräftig ist sein Schritt, so ruhig seine Hand, so geschlossen scheint sein Wesen, daß er mit einem Skizzenbuche Eindruck machen konnte. Man fragt sich unwillkürlich: was soll da noch weiter werden?

Wilhelm Schmidt ist ganz der Schlag Clara Viebig. Ihre Vorzüge sind seine Vorzüge, die Vorzüge einer gesunden kräftigen Robustheit. Er hat in seiner Art etwas Verständiges, aber auch Unverrückbares. Er fliegt nicht wie ein Adler in die Sonne: er ruht, wenn das Bild erlaubt ist, massig wie ein Steinblock auf heimatlichem Erdboden und läßt die Sonne zu sich kommen. Er ist wie Clara Viebig ein bürgerlicher Dichter. Er ist mehr für den Alltag als für den Feiertag. Kleinbürgersleute darzustellen bevorzugt er; sie gelingen ihm weitaus am besten. Dieser Schmied, der dem Deserteur hilft; der kleine Schuster, dem ein Student die Frau geküßt hat und der sich deshalb duellieren will; die arme Nähterin, die einem rohen Kerl in die Arme fällt; die rheinische Bäuerin, die ihre Kinder rächt; der blinde Bettler, der Strom-Vagabund; der Soldat, der der roten Schürze nachläuft; Bahnschaffner und Spitalleute — in diesen Kreisen bewegt sich der Erzähler Wilhelm Schmidt und sie kennt und schildert er ausgezeichnet. Man ist dann so durchaus sicher mit ihm; man will kaum glauben, daß man ein Erstlingswerk vor sich hat. Mit außerordentlicher Plastik tritt eine Gestalt, eine Szene hervor und prägt sich fest ein. Nichts Überflüssiges

gibt es da; nicht den lyrischen Überschwung des Anfängers; kein Zuviel und kein Zuwenig. In den kleinen Skizzen ist überall die objektive, epische Ruhe des fertigen Erzählers.

Es kommt Wilhelm Schmidt weiter zu statten, daß er hübsche und originelle Szenen erfindet. „Stoffe“ kann man kaum sagen. Es wäre ja verfrüht, nach diesem einen Buche schon ein Urteil über die Grenzen seiner Begabung fällen zu wollen, aber es ist schwer zu glauben, daß es ihm gelingen wird, gleichmäßig einen größeren Rahmen auszufüllen. Er hat eine zu große Freude an der bloßen Szene. Er schildert zum Beispiel zwei Leute, die auf einer Scholle den Rhein hinabgetrieben werden und von denen der eine den andern ins Wasser wirft. Oder eine angetrunkene hübsche Dirne, die nach dem Karneval von einem jungen Priester schlafend auf der Straße gefunden wird und ihren „Erwecker“ durchaus küssen will, ehe sie in ihrem seligen Rausch weiterschlummert. Alle seine Skizzen ohne Ausnahme stellen solch eine Szene. Da läuft ein Soldat von der Übung weg der „roten Schürze“ eines drallen Mädels nach. Da verbeugt sich die dumme blinde Großmutter, weil draußen am Sedantage Hurra und Hoch gerufen wird, und sie meint, es gelte ihr und dem Sohne, den sie bei Sedan verloren. Meisterhaft sind diese Szenen — man muß es stets von neuem sagen —, aber ich mußte dabei auch an einen bestimmten Künstler denken, an den im Roman lebenden Greiner. Dessen Aktstudien sind so herrlich schön und kräftig, daß man immer glaubt, dieser Greiner müsse mindestens ein Klinger werden. Ich begeistere mich jedesmal dafür. Doch er kommt im höchsten Sinne nicht über den Akt hinaus, auch in seinen größeren Kompositionen nicht. Es fehlt da ein Letztes, vielleicht die höchste geistige und gemütliche Kraft.

Wenn man nach all den kleineren Skizzen Wilhelm Schmidts die fast einzige größere liest, die sich zur Erzählung runden möchte, „Die Sünde im Wasser“, so wird man verstehen was ich befürchte. Auch hier ist wieder die erste Szene prachtvoll. Die beiden Menschen auf dem Baum, unter ihnen die fortwährend steigende Flut — das wissen nicht viele mit solcher Eindringlichkeit zu geben. Aber während mir dieses Bild noch lange vor Augen stehen wird, hab' ich schon heute vergessen, was nachfolgt. In der nachfolgenden psychologischen Entwicklung nämlich, in dem Bemühen, eine Novelle zu schaffen, ist Schmidt-Bonn total gescheitert. Da versagt er ganz. Und dieses Nicht-Können steht zu seinem sonstigen großen sicheren Können, zu seinem Fertig-Sein in einem so auffälligen Gegensatz, daß die Hoffnung, die darin nur einen vorläufigen, nicht aber einen ursprünglichen und endgültigen Mangel des Talents sehen möchte, nur schwach ist.

Möglich immerhin, daß es ihm doch noch gelingt, Flügel frei zu machen und uns emporzutragen, unsere Herzen im Sturm zu nehmen und unsere Sehnsucht Sonnenwege zu führen. Daß es ihm doch noch gelingt vom Frontoffizier zum Generalstäbler zu avancieren. Die Bürgerlichkeit in der Kunst ist heut reich vertreten — so reich, daß man manchmal lieber mit Phaeton aus hohem Fluge stürzen, als immer im soliden Wagen die Landstraßen auf- und abkutschieren möchte.

Damit sollen die „Uferleute“ nicht herabgesetzt sein. Ich darf im Gegenteil dazu raten, sie kennen zu lernen. Man soll sich erst einmal freuen, daß wieder einer da ist, der etwas kann. Aber man soll ebensowenig vergessen, daß über der Erde der weite, weite Himmel ist, und daß es eine große Welt gibt über der kleinen, und neben Alltagsfreud und Leid, die niemand gering achten wird, auch „große“ Freuden und Schmerzen und ewige Sehnsuchtsschauer.

Bonner Zeitung: Die vierzehn Geschichten unseres reichbegabten Landsmannes Wilhelm Schmidt-Bonn, die von ihm unter dem Titel Uferleute zusammengefaßt worden, sind Skizzen eines jungen Talentes, das sich zunächst noch entwickeln muß, keine Meisterarbeiten. Doch schon heute kann gesagt werden, daß Schmidt-Bonn bei strenger Selbstzucht und ruhigem Vorwärtsschreiten unsere Literatur, speziell die Volksliteratur, um manche wertvolle Gabe bereichern wird. Daraufhin deuten trotz mancher Schwächen fast alle seine Erzählungen. Der junge Dichter besitzt sowohl eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe, die das Wesen der Dinge schnell erfaßt, wie auch die Kraft, das Erschaute in kräftigen, seine Eigenart schon heute verratenden Linien zu zeichnen. Überhaupt ist der Stil zur Zeit das Merkwürdigste an seinen Skizzen. Für alles hat er eine besondere, völlig subjektive Ausdrucksweise. Was andere vor ihm schon zwanzigmal gesagt haben, sagt er zum einundzwanzigstenmal in einer ganz neuen Form, ohne dabei affektiert oder manieriert zu werden. Diese starke Begabung für das rein Formale ist seiner dichterischen Gestaltungskraft sogar zuweilen hinderlich; er gerät leicht in ein Spielen mit Worten und Gedanken, die den Fluß der Erzählung aufhalten und manchmal sogar in Gebiete hinüberleiten, die von dem Dichter gar nicht gesucht wurden. Dieses feuilletonistische Moment ist eine der Klippen, die von ihm überwunden werden müssen. Die besten Arbeiten der kleinen Sammlung sind die Erzählungen Nur noch drei, Salve tandem, Der neue Ohm und Eisgang. In der letztgenannten Skizze, die wir für die Perle des Buches halten, schildert er die unfreiwillige Rheinfahrt zweier Männer auf einer Eisscholle. Beide sind durch Zufall auf das gebrechliche Fahrzeug gekommen und treiben nun immer rheinab, einer ungewissen Zukunft, vielleicht dem Tod entgegen. Als die Scholle, von andern zerrieben, kleiner und kleiner wird, beginnt zwischen den nächtlichen Fahrern ein stiller Kampf auf Leben und Tod. Die menschliche Bestie wird in beiden lebendig, in dem Alten, der dem Tode viel näher steht, als sein jüngerer Schicksalsgenosse, vielleicht noch grausamer und heimtückischer wie in dem Jungen. Der Kampf endet mit des Jüngeren Tod, während der Alte die Fahrt auf dem Eise fortsetzt. Die Art, wie der ergreifende Vorgang geschildert wird, überwiegt noch bei weitem das stoffliche Interesse, besonders ist die Schilderung des Eisgangs, das Werden und Vergehen, das Murren und Drohen der Schollen, ein wahres Kabinettstück feinster Naturbeobachtung.

Buchdruckerei Roßberg vorm. Otto Naac & Co.




Princeton University Library
32101 068781093

